



Absprung in den Bücherherbst

Caroline Amlinger und Oliver Nachtwey beschreiben den libertären Autoritarismus. Karen Duve reitet mit Kaiserin Sisi. Die ukrainischen Intellektuellen suchen nach einer Sprache für den Krieg. Stephan Lessenich analysiert den permanenten Ausnahmezustand. Joshua Groß erzählt, wie man gleichzeitig Ironie, Selbsthass, Nostalgie und Konterrevolution aushält und was das mit Skispringen zu tun hat. Wichtige Romane und Sachbücher dieses Herbstes auf **16 Seiten**



Foto: Jeff
Pachoud/afp/
Gettyimages

Neue Bücher von

Karen Duve, Abdulrazak Gurnah, Finn Job, Nils Minkmar, Gunilla Palmstierna-Weiss, Georg M. Oswald, Gayl Jones, Marieke Lucas Rijneveld, Joshua Groß, Elena Medel, Sergio del Molino, Carolin Amlinger und Oliver Nachtwey, Stephan Lessenich, Tom Segev, Jeanette Erazo Heufelder, Rachela Auerbach, Chihiro Amano, Günther Anders, Arkadi Babschenko, Oksana Sabuschko, Serhij Zhadan, Serhii Plokhly, Francis Fukujama

Anzeige

Packend wie ein Thriller – der Beginn der Demokratie in Deutschland

»Mit glühender Passion und voll ungeheurem Wissen erzählt Jörg Bong, wie 1848 all das begann, was wir heute für modern halten.«

Florian Illies



Hörbuch
Sprecher: Timo Weischling
€ 10,30,-



Gebunden
€ 29,-

Kiepenheuer
& Witsch

editorial

Die Freiheit des Lesens

Gegen autoritäre Charaktere, für hohe literarische und analytische Standards. Zu dieser Literataz

Der Roman „Corregidora“ der Schriftstellerin Gayl Jones erschien in den USA im Jahr 1975. Er ist längst ein Klassiker der afroamerikanischen Literatur. Nun wurde er ins Deutsche übertragen. Das war gar nicht so einfach. Denn der Roman erzählt nicht nur von einer Bluessängerin, er ist selbst auch musikalisch: Die Erzählstimme singt den Blues und reiht sich damit ein in eine spezifisch Schwarze Tradition des mündlichen Erzählens, wie sie etwa auch Toni Morrison in ihr Werk aufgenommen hat. Wie übersetzt man das ins Deutsche? Pieke Biermann ist es gelungen, wie Sie auf Seite 6 dieser Literaturbeilage nachlesen können. Ein gutes Beispiel für eine ernst genommene Übersetzungskunst, wie sie in der deutschen Literaturszene weiterhin breit gepflegt wird.

Und zugleich ist das auch ein guter Hinweis darauf, dass es in der Literatur keineswegs direkt um das Thema geht, sondern immer um die Sprache und die Umsetzung des Themas. Manche Beobachter haben zuletzt den Verdacht geäußert, dass im Zuge der thematischen Erweiterungen in der deutschsprachigen Literatur – um die Felder Class, Race und Gender etwa – und dem Trend zum Autofiktionalen die literarischen Standards abgesunken sind. Doch das muss man nicht so sehen. Es gibt genügend Gegenbeispiele. Joshua Groß' so empfindsamer wie irgendwo auch schräger Roman „Prana Extrem“ ist eben auch ein reflektiertes Sprachkunstwerk (S. 8). Karen Duve kann nur über die Ambivalenzen der Kaiserin Sisi schreiben, weil sie einen überzeugenden eigenen Erzählton gefunden hat (S. 2). Und bei dem Debütanten Finn Job liegt der literarische Einsatz unbedingt in der Coolness des Stils (S. 4).

Weniger cool, sondern eher am Rande des Nervenzusammenbruchs befindet sich derzeit die deutsche Gesellschaft. Das ist eine Diagnose, die wohl kaum eine:r in Frage stellen würde. Pandemie, Krieg, Inflation – der Soziologe Stephan Lessenich versucht den Ausnahmezustand als das neue Normal zu ergründen (S. 11).

Woran wir uns im vielleicht neuen Normal nicht gewöhnen sollten, ist das hegemoniale Gebaren der autoritären Charaktere. Deren Ressentiments als einfache Wiederkehr des Faschismus zu betrachten, was oft geschieht, wäre jedoch ein analytischer Fehler. Fordern sie doch im Namen von Freiheit und Selbstbestimmung keinen starken, sondern einen schwachen Staat. Caroline Amlinger und Oliver Nachtwy analysieren in ihrem Buch „Gekränkte Freiheit“ eine neue Sozialfigur, die uns wohl noch eine ganze Weile beschäftigen wird (S. 10). Dirk Knipphals und Tania Martini

Impressum

Redaktion: Dirk Knipphals, Tania Martini, Mitarbeit von Julia Hubernagel Layout: Jörg Kohn

Foto-Red.: Miriam Klingl

Anzeigen: Jan Kniggendorf

taz die tageszeitung taz Verlags- und Vertriebs

GmbH | Friedrichstraße 21 | 10969 Berlin

Vi.S.d.P.: Ulrike Winkelmann

Sisi als Braut, Weihnachtsgeschenk an Kaiser Franz Joseph I. 1853. Gemälde von Karl Theodor von Piloty
Foto: Fine Art Images/Heritage Images/Getty Images



Auch zu Pferde hervorragend frisiert

Die Briten mögen „The Crown“ haben, aber wir haben „Sisi“: Die Schriftstellerin Karen Duve hat Elisabeth von Österreich einen so unterhaltenden wie vielschichtigen Roman gewidmet, der die Kaiserin als Person voller Ambivalenzen zeigt. Der lakonische, latent ironische Sound der Autorin hält das Buch zusammen

Von Katharina Granzin



Karen Duve: „Sisi“. Galliani, Berlin 2022. 416 Seiten, 26 Euro

Keine weitere Meinung hinzufügen“ wollte sie den bereits bestehenden und publizierten Ansichten über Österreichs einstige Kaiserin Elisabeth, schreibt Karen Duve in der Nachbemerkung zu ihrem neuen Roman. Ein guter Vorsatz; wenngleich natürlich immer davon auszugehen ist, dass bereits die Auswahl der verwendeten Quellen eine gewisse Tendenz abbildet und dass dasselbe sowieso für jedes Erzählen gilt. Duves Buch ist das Ergebnis gründlicher Recherche, mit markantem Schwerpunkt auf

dem Thema Pferde/Reiten/Jagdgesellschaften. Denn Sisi, wie sie von ihren Geschwistern genannt wurde (zu „Sissi“ wurde sie erst in den Romy-Schneider-Filmen), war eine herausragende Reiterin und auch sonst extrem sportlich, wenn nicht gar sportbesessen.

Der Roman beginnt mit einer Fuchsjagd in England, wo Elisabeth sich längere Zeit aufhielt, und schildert unter anderem, wie sie den berühmten Jagdreiter Bay Middleton kennen- und schätzen lernt, der fortan ihr liebster Jagdenosse wird. Die Gerüchte, die sich um die Kaiserin und Middleton rankten, werden im Roman in eben jenem Bereich der Gerüchte verwiesen; ähnlich übrigens wie im Film „Corsage“ von Marie Kreutzer, der vor wenigen Monaten in die Kinos kam und ungefähr die gleiche Phase im Leben der Elisabeth von Österreich herausgreift. Das ist schon – abseits jeglicher Jubiläen – ein ziemlich merkwürdiger Zufall. (Zur Sisi/Sissi-Konjunktur, die sicherlich untermiologisch durch adelszentrierte britische Erfolgserien wie „Downton Abbey“ und „The Crown“ gespeist wurde, trägt jetzt außerdem noch die Netflix-Serie „Die Kaiserin“ bei, die aber als Teil der Triviale Kultur ohnehin in einer niederen Liga spielt).

Die eigenwillige Hauptfigur von Marie Kreutzers nicht minder eigenwilligem Kinofilm jedenfalls könnte beinahe Karen Duves Roman entsprungen sein. Wer den Film gesehen hat, wird die Roman-Sisi im Geiste zu nächst unweigerlich mit dem Gesicht der Schauspielerin Vicky Krieps imaginieren. Aber das geht bald vorbei. Denn wäh-

rend Kreutzer dem Bild der Elisabeth von Österreich durchaus eine „weitere Meinung“ hinzufügt, kann Duve es tatsächlich vermeiden, ein allzu deutliches oder allzu eindeutiges Bild der Porträtierten zu zeichnen. Ihre Roman-Sisi ist vielschichtig, schillernd und ambivalent, und was sie wirklich denkt, erfahren wir fast nie. Dafür wissen wir bald ziemlich gut, was andere von ihr halten.

Die Autorin bemüht sich (fast) durchgehend um eine konsequente Außenperspektive auf ihren Erzählgegenstand, die Person der Kaiserin. Neben dieser hat der Roman zwei weitere Hauptfiguren: Frauen, die Elisabeth im realen Leben sehr nahe gekommen sind und dar-

wenn die Hofdame bei eisigem Wetter zu Fuß gehen muss, da Elisabeth aus einer Laune heraus nicht dafür Sorge getragen hat, dass sie einen Platz in einer der Kutschen bekommt. Oder wenn die Kaiserin ihre Nichte nach anstrengenden Jagdtagen noch in die Reithalle schickt, damit sie dort ihre Lieblingspferde zureitet. Auf der anderen Seite ist Elisabeth jederzeit bereit, solche Zumutungen bei nächster Gelegenheit durch äußerste Liebenswürdigkeit wieder auszugleichen; und keine der Frauen käme auch nur im Entferntesten auf die Idee, sich den Wünschen ihrer Kaiserin zu widersetzen. So ist die Welt, in der sie leben, nicht gemacht.

Kaiser Franz Joseph ist eine reine Nebenfigur im Roman. Was die Beziehung der kaiserlichen Eheleute angeht, so erfahren wir darüber außer ein paar zusammenfassenden Sätzen („Elisabeth ist die einzige Unvernunft, der einzige Rausch in seinem strengen und nüchternen Leben. Selbst seine Geliebten sind zahmer und langweiliger als sein angetrautes Weib“) praktisch nichts. Dafür tritt wiederholt eine der Geliebten des Kaisers auf, ein armes kleinbürgerliches Mädchen, das mit einem üblen Säufler verheiratet ist und dem gelegentlichen Gefummel des Kaisers auch aus finanziellen Gründen entgegenfiebert.

Insgesamt kommen sehr viele Stimmen und Blickrichtungen zusammen, alles zusammengehalten vom Duve-Erzählsound, jenem betont lakonischen, latent ironischen Tonfall, in dem eine übergeordnete auktoriale Stimme stets spürbar ist. Bereits in ihrem Droste-Hülshoff-Roman „Frau Nette“ hatte Duve diesen Tonfall sehr produktiv eingesetzt. Mit ihm legt sie einen dezenten Sicherheitsabstand zwischen Erzählstimme und Figurenperspektive und beugt jeder unreflektierten Identifikation vor. Allzeit ist erkennbar, dass es sich um Fiktion handelt, um die Imagination einer in heutigen Begriffen und Floskeln denkenden auktorialen Instanz. Andererseits ist klar, dass diese Fiktion zum großen Teil aus historischen Dokumenten und Zeugnissen gewonnen wurde. Wenn die Autorin den einen oder anderen Dialektismus einfließen lässt – während die Personen ansonsten ein für unsere Begriffe unmarkiertes modernes Hochdeutsch sprechen –, kann dieses Stilmittel als augenzwinkernder Authentizitätsmarker gewertet werden.

Vorne auf dem Buchcover sind zwei Lipizzanerschimmel abgebildet, die sich, grazil auf den Hinterbeinen stehend, voreinander aufbäumen. Es handelt sich um eine Dressurszene, die im Roman auch beschrieben wird. Die große Tradition der Wiener Hofreitschule ist eine Metapher für das Leben der Elisabeth selbst. Außergewöhnliche Schönheit, fantastische Frisuren und überragende Disziplin vereinen sich zu einem Bild der allerhöchsten Anmut und Grazie: ein Ergebnis, das nur durch große Einschränkungen der persönlichen Freiheit erreicht werden kann.

Kein Wunder, dass Elisabeth das Jagdreiten zum Ausgleich brauchte. Allerdings enthält der Roman so viele Jagdbeschreibungen, dass dadurch das Bild entsteht, als habe das Leben der Kaiserin zumindest in ihren späten Dreißigern aus kaum etwas anderem bestanden. Und dabei dauerte, wie Wikipedia erfahren lässt, zum Beispiel allein das Waschen der kaiserlichen Haarpracht einen ganzen Tag.

Der Kaiserin widersprechen? So ist die Welt der Hofdamen nicht gemacht

über schriftliche Zeugnisse hinterlassen haben. Aus Sicht jener beiden wird ein großer Teil des Romans erzählt. Es sind dies die langjährige kaiserliche Hofdame Marie Festetics sowie Sisis Nichte Marie Louise von Wallersee, die ebenfalls sehr gut reiten konnte und die Kaiserin auf vielen Jagden begleitete.

Beide Frauen bewunderten Elisabeth rückhaltlos und tun alles für sie, und das oft unter Verzicht auf die eigene Bequemlichkeit. Dabei wird wiederholt der gedankenlose Egoismus der Kaiserin in Szene gesetzt; etwa

Woher kommt die Wut vieler Menschen, die sich im Netz oder auf der Straße formiert?

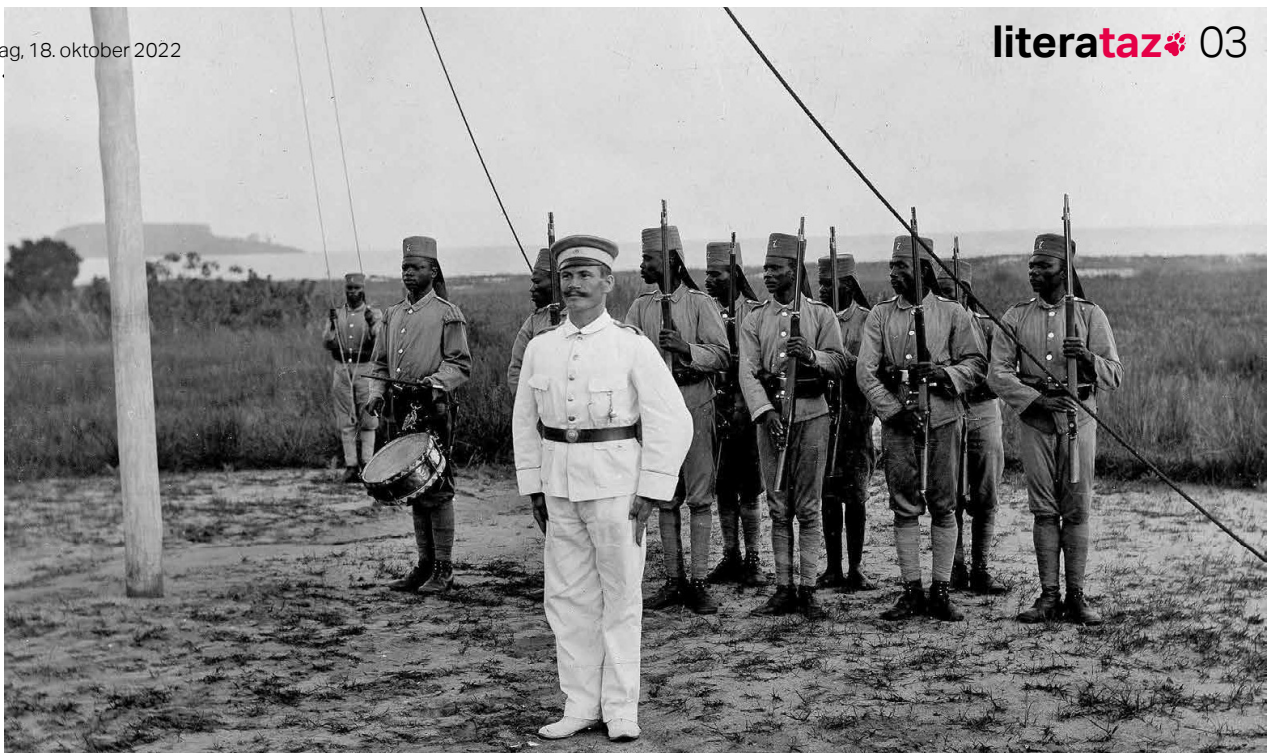


Ceb. 208 S., € 30,- | 978-3-86854-361-2

Hamburger Edition

Verlag des Hamburger Instituts für Sozialforschung

„Herren-
mensch“ und
Askari: die
deutsche
„Schutz-
truppe“ beim
Fahnenappell
Foto: Haeckel
Archivvollstein
bild



Blutige Zivilisierungsmission

Dass das Werk des Schriftstellers Abdulrazak Gurnah hierzulande erst bekannt wurde, als er dafür den Nobelpreis bekam, wirft ein Schlaglicht auf die Verdrängung des deutschen Kolonialismus. Nun erscheint auf Deutsch der Roman „Nachleben“

Von **Thomas Hummitzsch**

In den fast dreißig Jahren, die sie das Land nun besetzen, haben die Deutschen so viele Menschen getötet, dass die Erde von Schädeln und Knochen bedeckt und von Blut durchtränkt ist“, heißt es im aktuellen Roman von Abdulrazak Gurnah. „Nachleben“ ist exemplarisch für das Schaffen des seit Ende der sechziger Jahre in England lebenden Literaturnobelpreisträgers. Kaum ein Werk ist so unmittelbar mit dem dunklen Kapitel der deutschen Kolonialgeschichte verbunden wie das des 1948 auf Sansibar geborenen Romanciers. Dass es hierzulande nur wenigen bekannt war, bevor Gurnah dafür den Nobelpreis bekam, wirft ein Schlaglicht auf die Verdrängung der blutigen deutschen Vergangenheit.

Sein erfolgreichster Roman, „Das verlorene Paradies“, 1994 für den Booker Prize nominiert, erzählt von Yusuf, der im deutsch kolonialisierten Tansania in ärmlichen Verhältnissen aufwächst, an einen muslimischen Händler verkauft wird und mit diesem eine aben-

teuerliche Reise ins Landesinnere unternimmt. Der Roman sezirt in eindrücklichen Szenen den arabisch-indischen Imperialismus und verweist auf Klassiker wie Joseph Conrads „Herz der Finsternis“ oder John Miltons „Paradise Lost“. Die weißen „Herrenmenschen“ bleiben darin eher Randfiguren, ihr blutiger Terror steht noch bevor.

Gurnahs neuer Roman, auf Englisch 2020 erschienen, kann als Fortsetzung dieser Erzählung gelesen werden. Die Handlung setzt kurz nach der Jahrhundertwende ein, als der Osten Afrikas in der Hand der Europäer war, „wenigstens auf der Landkarte: Britisch Ostafrika, Deutsch-Ostafrika, Africa Oriental Portuguesa, Congo Belge“, wie es im Roman heißt. Gegen diese Kolialisierung regt sich Widerstand, den das Kaiserreich äußerst brutal niederschlägt. Es ist vor allem die Schutztruppe, „eine Armee aus Askari genannten afrikanischen Söldnern unter dem Kommando von Oberst Wissmann und seinen deutschen Offizieren“, die das Land mit Gewalt und Tod überzieht.

Im Mittelpunkt steht Hamza, ein junger Muslim, aus dessen Per-

spektive die unmenschlichen Verhältnisse im deutschen Kolonialheer geschildert werden. Hamza erlebt endlose Gewaltmärsche und wird Zeuge der perversen „Zivilisierungsmission“, bei der die Deutschen im Morgengrauen Frauen und Kinder metzeln, um am Abend Goethe, Schiller und Heine zu studieren.

Gurnah beugt sich in seinem Roman nicht voyeuristisch über die wilde Gewalt der Deutschen, sondern lässt sie an den Rändern erscheinen. Gerade das gibt seiner Prosa eine überwältigende Kraft. Die Sprache ist schlicht und unprätentiös, geradezu nachdenklich. Diese zarte Poesie lässt die Brutalität der Kolonialisten in um so hellerem Licht erscheinen. Der von Eva Bonné elegant übersetzte Roman ist mit Kisuaheli und Arabisch gespickt und bildet so sprachlich die vielfältige koloniale Erfahrung im ethnischen *melting pot* Ostafrikas nach.

„Nachleben“ ist ein klassisches Beispiel für Gurnahs politische Literatur, die einfache Antworten meidet. Sein Schreiben mündet nicht in der moralischen Anklage von Umständen oder Regimen, sondern

im Beobachten der durch Zeit und Raum irrenden Körper. Dabei zeigt er, wie Macht korrumpiert, warum Wahnsinn regiert und dass Rassismus kein Phänomen der Neuzeit ist. Gurnah umkreist Phänomene der postkolonialen Gegenwart wie Flucht („Schwarz auf Weiß“), Ankommen („Ferne Gestade“), Iden-

Im Morgengrauen metzeln die Deutschen Frauen und Kinder nieder, abends studieren sie Goethe, Schiller und Heine

tität und Erinnerung („Donnernde Stille“, „Die Abtrünnigen“).

Hamza strandet auf seiner Odyssee in einer deutschen Mission und kommt mit Heinrich Heines Schrift „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ von

1834 in Berührung. In der wird ein „deutscher Donner“ angekündigt, der in dieser Geschichte über Ostafrika und später über ganz Europa rollen wird. Als in Versailles Ostafrika den Briten zugeschlagen wird, führt ihn das Schicksal zu einer anderen zentralen Figur, die die Grausamkeit der Zeit auf andere Weise zu spüren bekam. Als er ihr sein Schicksal offenlegen muss, gesteht er entwerfend: „Du erwartest eine vollständige Geschichte, aber ich habe nur Bruchstücke, und selbst die sind voller Lücken.“ In solchen Szenen macht Gurnah die zerstörerische Kraft des Kolonialismus konkret. Da versteht man, wie der bestialische Terror (nicht nur) der Deutschen die Existenz und Geschichte der Unterworfenen in Fetzen gerissen hat.

Die existenzielle Erschütterung des Kolonialismus bleibt über Generationen. Die seelischen Verletzungen schreiben sich in Hamzas Linie bis ins „Dritte Reich“ fort, Gurnah muss dabei nicht allzu viel erfinden. Die Kontinuität des deutschen Terrors ist belegt und bekannt. Mit diesem Roman kommt man nicht mehr an ihr vorbei.



Abdulrazak Gurnah: „Nachleben“. Aus dem Englischen von Eva Bonné. Penguin Verlag, München 2022, 382 Seiten, 26 Euro



«Mit provokanten Thesen zur Weltunordnung» hat Carlo Masala den Finger in eine offene Wunde gelegt.»
Conrad Lay, Deutschlandfunk

Seit der Niederlage in Afghanistan und Putins Krieg gegen die Ukraine stehen die Grundlagen westlicher Außen- und Sicherheitspolitik auf dem Prüfstand. Was muss sich ändern, damit wir in der neuen Weltunordnung bestehen können? Auf welche Herausforderungen müssen wir uns einstellen? Welche Machtmittel stehen uns zur Verfügung?



199 Seiten | 18 Grafiken | 2 Karten | Klappenbrochure | € 16,95
(bpb 6249) | ISBN 978-3-406-79355-7

Anzeige

C.H. BECK
www.chbeck.de
Der C.H. Beck Newletter: Die Welt im Buch
chbeck.de/nl

Die Befreiung liegt in Fetzen

Von Michael Wolf

N eukölln ist ein düsterer Ort. Der Protagonist hastet vorbei, „an den streitenden Junkies“, den „verschleierte“, vielleicht siebenjährigen Mädchen, „den Wohlstandsverwehrten, die sich aus Gründen, die mir immer rätselhaft bleiben würden, betont hässlich anzogen“, „schließlich vorüber an dem salafistischen Schlüsseldienst“.

Ein *angry young man* kämpft sich hier über die Sonnenallee, die Angst schürt seinen Zorn, denn Berlin ist ein gefährliches Pflaster, eine Stadt, „in der man von gewaltbereiten Mittvierzigerinnen verprügelt werden konnte, wenn man sie versehentlich siezte“, in der man aber ganz sicher zusammengeschlagen wird, wenn man sich als schwules Paar auf der Straße küsst oder als Jude eine Kippa trägt. Dem Erzähler und dessen israelischem Freund Chaim ist eben das widerfahren.

Als er die arabischen Schläger daraufhin als „Pack“ bezeichnete, brachte er auch noch seinen linken Freundeskreis gegen sich auf. Nun ist Chaim zurück nach Tel Aviv gegangen und er schlägt sich ganz allein durch den Höllenpfad der Hauptstadt, hält sich nur mühsam mittels einer Rezeptur aus Speed, Kokain und Welthass den Liebeskummer vom Hals. Das Angebot ei-

sich diese ersten Kapitel bald als sehr komprimierter Abgang auf das Genre. Die viel beschworene Freiheit der Stadt ist längst zur Bereitschaft verkümmert, jeden nach den eigenen Maßstäben zu verachten. Im Hintergrund hört man leise Thomas Bernhard schimpfen, wenn Jobs Ich-Erzähler sich gleichermaßen über antisemitische Araber wie Linke, woke Studenten und dümmliche Künstler auskotzt.

Man ist ein bisschen erleichtert, als sich der arbeitslose Tagedieb mit seinem Gefährten Francesco und einer Tasche voller Drogen nach Frankreich aufmacht. Der Ton bleibt jedoch ähnlich, die Weltsicht dieselbe. Nicht nur Berlin ist auserzählt. Die Normandie erweist sich als ärmlicher Landstrich mit verhärmten Menschen. Die beiden kommen in der Villa eines Künstlers unter, der zusehends dem Wahnsinn verfällt. Aus Paris hat er eine Gruppe Geflüchtete auf sein Grundstück gelockt, studiert nun den ABBA-Hit „Super Trouper“ mit ihnen ein und hofft, dass sie ihm aus Dankbarkeit sein Haus renovieren. Eine Figur, die sichtlich für Europa stehen soll, ein Kontinent im Verfall.

Der Erzähler spürt den Niedergang, seine wütende Melancholie ist zugleich privat und politisch. In Frankreich findet er nur die Abwesenheit des verlorenen Geliebten Chaim und Spuren des Häuserkampfes anno 1944 vor. Ein Rückblick führt zur letzten gemeinsamen Reise nach Nizza, das Paar verließ die Stadt nur wenige Tage vor dem islamistischen Anschlag. „Und als wir dann die Bilder sahen, die Bilder vom weißen LKW, die Bilder von den abgedeckten Leichen, überall versprengt zwischen den Palmen, unter den Palmen, da war es, als hätten wir unser letztes gemeinsames Paradies verloren.“

Unüblicherweise gibt der Verlag in der Kurzbiografie des Autors das genaue Geburtsdatum an. Es ist der 8. Mai 1995, Fünfzig Jahre nach dem „Tag der Befreiung“ ist Finn Job geboren. In seinem Roman streut er Hinweise darauf, dass das Unglück seines haltlosen Erzählers historische Gründe hat, dass die Trümmer des 20. Jahrhunderts sich zu hoch aufstürzen, um über sie hinweg noch eine Zukunft für sich zu erkennen. Deswegen auch der sehr deutlich sprechende Titel „Hinterher“. „Chaim hatte immer gesagt,



Berlin ist verwaorlost und auserzählt, also brechen die Protagonisten mit einer Tüte Drogen in die Normandie auf und suchen danach, was an Schönheit noch zu denken ist: Finn Jobs Debütroman „Hinterher“

Atlantikküste:
Flug der
Möwen über
dem Meer
Foto:
Christian Diehl/
plainpicture

Der Ich-Erzähler pflegt eine wütende Melancholie, die zugleich privat und politisch ist

nes Bekannten, mit ihm den Sommer in der Normandie zu verbringen, verspricht eine willkommene Ablenkung. Zuvor muss er aber zunächst noch vor einem breitschultrigen Antifaschisten fliehen und sich von einem Fahrrad vom Bürgersteig fegen lassen.

Ohne Furcht vor Klischees entwirft Finn Job zu Beginn seines Debüts „Hinterher“ das Setting für einen Berlin-Roman, doch erweisen

das Leben nach der Shoah fühle sich an, als sei es eine einzige Farce, ein einziges Danach, ein Hinterher. Und ich verstand, dass er das nicht als Jude zu mir gesagt hatte – nicht, oder nicht nur. Ja, mehr noch: Ich sah überall das Ende nahen, das Ende der Scham.“

Folgt man dieser Sichtweise, konnte der Schrecken über das Verbrechen wenigstens noch einige Zeit produktiv wirken, konnte

so etwas wie Anstand motivieren, nun aber grassiert nichts mehr als Hass, Narzissmus und Ressentiment, und alles, was an Schönheit noch zu denken ist, liegt in unerreichbarer Ferne. Finn Job lässt seinen Erzähler durch die Proust-Stadt Cabourg flanieren und in der „Recherche“ lesen, doch seine persönliche Suche nach der verlorenen Zeit verläuft ohne Ergebnis. Er entdeckt nur ihr Fehlen, erkennt in den Sät-

zen nur „Fetzen“, „Gestein längst zersplitterter Planeten, die ich nie wieder zu einem Ganzen zusammensetzen würde können.“

Man muss diesem Kulturpessimismus nicht folgen, um den Ehrgeiz dieses Autors zu würdigen. Dieses Debüt gibt sich nicht mit der Schilderung einer jugendlichen Verlorenheit zufrieden, sondern spürt dessen Ursprünge in der Geschichte nach.



Finn Job:
„Hinterher“.
Wagenbach,
Berlin 2022,
192 Seiten,
22 Euro

Jeden Sonntag ein Huhn im Topf

Einigung eines zerrissenen Landes. Nils Minkmar hat mit großer Freude am Detail einen historischen Roman geschrieben: „Montaignes Katze“

Von Andreas Rüttenauer

So ein Herr im alten Frankreich hat es gewiss nicht leicht gehabt. Was der nicht alles anziehen musste. Das Hemd, das auf der Haut liegt, noch ein Hemd darüber und unten dann die Strümpfe, die mit Bändern auch noch befestigt werden mussten. Etwas um den Hals brauchte es auch noch und ein Wams natürlich. Am Ende war dann noch der Gürtel umzuschallen mit der Waffe. Das schwere, aber stumpfe Schwert des Vaters oder ein Teil, das auch zum Kämpfen taugt?

Allein konnte so ein Herr die ganze Anzieherei kaum schaffen. Dienstboten mussten ihm dabei behilflich sein. Auch um einen Denker wie Michel de Montaigne, der von 1533 bis 1592 gelebt hat, muss eine Vielzahl solcher Helfer herumgeschwirrt sein. Wie das ausgesehen haben könnte, das beschreibt Nils Minkmar, den man als Kulturjournalisten gut kennt, in seinem ersten Roman, „Montaignes Katze“, mit großer Freude am Detail, ganz so, als wolle der Journalist und Frankreichkenner ein neues Genre kreieren, das des philosophischen Strumpfrosenromans.

Im Jahre 1584 spielt der Roman. Und Montaigne, der Bürgermeister von Bordeaux war und als Verfasser der „Essais“ seine humanistische Gesinnung in einer Zeit zum Ausdruck gebracht hat, die man getrost als inhuman bezeichnen kann, soll eine verzwickte Aufgabe lösen. Er soll Henri, den König von Navarra, überreden, den französischen Thron zu besteigen, auf dass er das ganze Land ver-

Wie kann es sein, dass ein Tyrann Macht über Menschen hat, die sie ihm nie gegeben haben?

söhne. Denn in dem tobt ein Bürgerkrieg nach dem anderen. Die Katholiken haben die Hugenotten in der Bartholomäusnacht regelrecht massakriert, so dass sich das Wasser der Seine in Paris rot gefärbt hat.

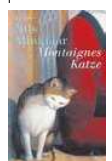
Die Hugenotten, die sich neu formiert haben, sinnen, angestachelt von radikalen Führern und unterstützt aus dem protestantischen Ausland, auf Rache. Eine solche wol-

len die fundamentalistischen Katholiken, die von der mächtigen spanischen Krone unterstützt werden, mit aller Gewalt verhindern. Eine wahre Gewaltspirale dreht sich da seit Langem. Der von Montaigne bearbeitete Henri würde sich davon eigentlich nur allzu gerne fernhalten. Er ist Hugenotte und er weiß, dass er Frankreich nur als Katholik wird führen können. Soll er etwa konvertieren? Und soll er wirklich nicht auf Rache sinnen, er, der erlebt hat, wie so viele Hugenotten dahingemetzelt worden sind?

Wer das Buch liest, diese Haltung des Autors scheint nur allzu deutlich durch die 400 Seiten, wird schon wissen, wie die Sache ausgeht. Überhaupt setzt Minkmar viel voraus bei seinen Lesern. Was Montaigne so gedacht und als im Wortsinn erster Essayist der Publizistikgeschichte zu Papier gebracht hat, das sollte man schon kennen. Und auch von seiner Freundschaft mit dem Richter und Denker Étienne de La Boétie, der zum Zeitpunkt der Handlung schon lange tot ist, dem guten Montaigne aber immer wieder erscheint, sollte man natürlich wissen. Von der freiwilligen Knechtschaft“ heißt dessen Werk, das sich mit der Frage beschäftigt, wie es sein kann,

dass ein Tyrann Macht über Menschen hat, die diese ihm eigentlich nie gegeben haben. Minkmar deutet immer nur an, was die Denker sich seinerzeit so ausgedacht haben, und so wird sein Roman bisweilen zu einer Herausforderung, an der frankophile Bildungsbürger mit einer Leidenschaft für das 16. Jahrhundert echte Freude haben dürften. Gut, dass es für alle anderen Wikipedia gibt.

Henri, so hat es die Geschichte gezeigt und so steht es in der Wikipedia, wird König und als Henri Quatre das Land tatsächlich einen. Legendar wird sein Edikt von Nantes, das er erlässt, und das den Hugenotten im katholischen Frankreich Glaubensfreiheit und volle Bürgerrechte zusichert. Die Bürgerkriege enden. Ob es wirklich die alte Amme des wackeren Montaigne war, die den zunächst machtunlustigen Henri umstimmt? Auf die trifft er im Roman und stellt ihr die Frage, was für sie das gute Leben sei. „Keine Soldaten mehr in meinem Feld, keine Beerdigung jüngerer als ich und jeden Sonntag ein Huhn im Topf.“ Wenn die kriegerische Welt mit all ihren moralischen Radikalen doch auch heute noch so einfach wäre, mag sich denken, wer das liest. Vielleicht ist sie es ja.



Nils Minkmar:
„Montaignes
Katze“. Fischer,
Frankfurt a. M.
2022, 400
Seiten, 26 Euro



Liebe, Arbeit und Konflikte: Gunilla Palmstierna-Weiss und ihr Mann Peter Weiss, 1965
Foto: picture alliance



Gunilla Palmstierna-Weiss: „Eine europäische Frau“. Aus dem Schwedischen von Jana Hallberg. Verbrecher Verlag, Berlin 2022, 600 Seiten, 39 Euro

Emanzipation und freie Liebe

Unter dem Titel „Eine europäische Frau“ ist die Autobiografie der Bühnenbildnerin und Bildhauerin Gunilla Palmstierna-Weiss erschienen. Ihr Blick ist unbestechlich, aber auch versöhnlich

Von Michaela Maria Müller

Als Gunilla Palmstierna 1928 in Lausanne geboren wird, nehmen sich ihre Eltern Vera und Kule eine Auszeit. Der Antisemitismus und Ständesdünkel der Familie des Vaters in Stockholm regieren in die junge Familie hinein. Sie richten sich gegen die Herkunft der Mutter, die aus einer jüdischen Buchdruckerfamilie stammt.

Die Ehe der Eltern scheitert trotz aller Bemühungen, Gunilla und ihr älterer Bruder Hans, zu dem sie lebenslang ein enges Verhältnis pflegt, werden auf Verlangen des Vaters zwei Jahre in einer Pflegefamilie untergebracht. Die Mutter lernt in Wien einen neuen Mann kennen, sie ziehen nach Holland. Bald bricht der Krieg aus. Als Zwölfjährige erfährt sie im Mai 1940 von der Bombardierung und Besetzung Rotterdams durch die Wehrmacht. Die Mutter Vera und ihre nunmehr drei Kinder entgehen nur durch eine Lücke in der nationalsozialistischen Gesetzgebung der Deportation.

Die Autobiografie der Bühnenbildnerin, Bildhauerin und Keramikerin Gunilla Palmstierna-Weiss ist Sozial-, Kultur-, und Theatergeschichte und Bildungsroman zugleich. Beeindruckend ist die Offenheit und Unbestechlichkeit ihres Blicks, zugleich verbunden mit dem Wunsch, die Dinge von allen Seiten begreifen zu wollen, worin ebenso ein Stück Versöhnlichkeit steckt, so ausweglos es manchmal scheint.

Ihre Erinnerungen erscheinen zu einem Zeitpunkt, an dem die Ereignisse in Europa und in der Welt wieder in einer so hohen Schlagzahl passieren, ohne dass Zeit bliebe, in Ruhe nachzudenken. Dieses Buch lässt innehalten. Es ist ein Porträt des letzten Jahrhunderts mit all seinen Zäsuren, es sind Erin-

nerungen einer Künstlerin, die der Zivilisationsbruch des nationalsozialistischen Deutschlands prägen und von dem politisch und intellektuell sich konstituierenden Europa erzählen, mit scharfsinniger Lakonie und zugleich Empathie.

Nach dem Zweiten Weltkrieg nimmt sie ein Studium an der Stockholmer Konstfack auf. 1948 heiratet sie den Grafiker Mark Sylwan. Ende 1949 wird ihr Sohn Mikael geboren. Als sie nach der Geburt nach Hause kommt, ist die Exfrau wieder eingezogen. Wie schon bei ihren Eltern geht das Konzept der offenen Beziehung nicht auf. Die Verantwortung für die Care-Arbeit kommt den

Dieses Buch lässt einen innehalten. Es ist Sozial-, Kultur- und Theatergeschichte und Bildungsroman zugleich

Müttern zu, während Entscheidungsbefugnisse immerzu bei den Vätern bleiben. Die sogenannte freie Liebe gerät vor allem Frauen zum Nachteil, stellt sie fest, denn die patriarchalen Strukturen, vom Sorgerecht bis zur Vermögensverteilung bei Tod oder Trennung, spielten den Männern in die Hände.

Doch langsam ändern sich die Dinge. Wenn auch nicht unbedingt in Deutschland, wie sie im Jahr 1964 anmerkt, als sie am Berliner Schillertheater das Bühnenbild von „Marat/Sade“ ihres zweiten Mannes, des Schriftstellers und Malers Peter Weiss, verantwortet. Die „demokratische Arbeitsweise“ zwischen ihnen findet keinen Eingang ins Programm, in dem

steht, dass Peter Weiss es entworfen habe. Die Theaterleitung fand es „rührend“, dass die Ehefrau mitgeholfen habe. Es war, schreibt sie, als ob man wieder ins 19. Jahrhundert kapituliert worden sei.

Sie schildert eindrücklich die Reise nach Auschwitz 1965, die Peter Weiss und sie in Vorbereitung auf die Inszenierung „Die Ermittlung“ unternahmen. In derselben Reisegruppe befinden sich Angeklagte der Frankfurter Auschwitz-Prozesse, die noch einmal an den Ort ihrer Täterschaft gebracht werden. „Die Ermittlung“ wird ein noch größerer Erfolg als „Marat/Sade“ und an 17 Bühnen in der DDR und in der BRD zeitgleich aufgeführt.

Auf einem Jahrmarkt in schwedischen Kivik hatte sie im Sommer 1952 Peter Weiss kennengelernt. Sie werden ein Paar, und es ist der Beginn einer lebenslangen, intensiven Zusammenarbeit und Liebe.

Palmstierna-Weiss erzählt Geschichte mittelbar durch die Biografien bekannter oder unbekannter geliebter Personen: die des unehelichen, schwulen Großonkels Mauritz Herzog und der Nachbarin Anna Lundmark ebenso wie die der Zusammenarbeit mit Peter Brook und Ingmar Bergman oder der Begegnungen mit Anna Seghers und Agnès Varda – mitsamt der geriebenen Möhren, die sie bei einem Besuch in Paris von Samuel Becketts Frau angeboten bekommt.

1972 wird sie überraschend, vielleicht kurz vor der Trennung stehend, nach einer Affäre von Peter Weiss mit Maria Augstein, noch einmal schwanger. Ihre gemeinsame Tochter Nadja wird geboren.

Der intensive Austausch, die geschmiedeten Bündnisse, die engen Freundschaften sind nicht immer konfliktfrei. Aber trotzdem geht es gegen alle Widerstände darum, das Herz offenzuhalten für die Kunst und das Menschsein.

Eigentum, Mutter-Frust und Tierrechte

In dem literarischen Kommentar zum Grundgesetz von Georg M. Oswald interessieren sich die meisten Schriftsteller:innen gar nicht für die Verfassung

Von Christian Rath

Es ist ein spannendes Experiment. Der Schriftsteller, Verlagslektor und Jurist Georg M. Oswald hat den ersten „literarischen Kommentar“ zum Grundgesetz herausgebracht. Ein Lesebuch mit Überraschungen, das aber erstaunlich wenig mit der Verfassung zu tun hat.

Derzeit gibt es mehr als zehn juristische Kommentare zum Grundgesetz. Das sind superdicke Bücher, oft mehrbändig, die das Grundgesetz erläutern. Solche Kommentare stellen zu jeder Norm zusammen, was sich der Gesetzgeber gedacht hat, was die Gerichte daraus gemacht haben und was die Rechtswissenschaft dazu diskutiert. Für jeden Grundgesetzkommentar schließen sich Dutzende Jurist:innen zusammen.

Nun also ein „literarischer Kommentar“. Auch Georg M. Oswald hat ein großes Team zusammengestellt. 23 Schriftsteller:innen, 7 Journalist:innen und sogar 7 hochrangige Jurist:innen, inklusive Andreas Voßkuhle, Ex-Präsident des Bundesverfassungsgerichts. Jeder ist für einen Grundgesetz-Artikel zuständig – und darf dazu schreiben, was ihm oder ihr einfällt. Der Verzicht auf ein Konzept ist das Konzept; so erzeugt man Abwechslung.

Wer sich wirklich für das Grundgesetz interessiert, muss

die Beiträge der Rechtsprofessor:innen und Richter:innen lesen. Sie bemühen sich redlich, den Inhalt der Verfassung verständlich zu erklären. Dass Grundrechte nicht absolut gelten, dass der Staat durchaus eingreifen darf, aber nur via Gesetz und nur im Rahmen der Verhältnismäßigkeit. Auch die Schriftstellerin Terézia Mora hat zu Artikel 6 (Ehe und Familie) eine passable, fast schon konventionelle Erläuterung vorgelegt.

Die große Mehrheit der Beiträge setzt sich jedoch nicht mit dem Grundgesetz auseinander. Was bleibt, ist eine Sammlung von Beiträgen, die sich mehr oder weniger assoziativ von ihrem jeweiligen Grundgesetzabschnitt inspirieren lassen.

So befasst sich Eva Menasse nicht mit dem Brief- und Fernmeldegeheimnis, sondern mit der „Schönheit des Briefeschreibens“ – als Dissidenz zur heutigen hektischen Digitalkommunikation. Anna Katharina Hahn schreibt sich ihren Mutter-Frust über den Zustand des Schulwesens von der Seele. Und Jochen Schmidt überlegt mit Pennälerhumor, was er als Bundeskanzler ändern würde („Autohupen sollten Furzgeräusche machen“).

Doch es gibt auch wichtige Beiträge in diesem Band. Essays, die zu ihrem Thema mit ungewöhnlichen Perspektiven oder großer Eindringlichkeit beitragen. So schildert Literaturnobelpreis-

trägerin Herta Müller, wie sie im kommunistischen Rumänien als Ausgegrenzte ihre Würde bewahren konnte. Feridun Zaimoglu beschreibt, wie er sein „deutsches Leben“ von linken und rechten Identitäten bedroht sieht. Der Lektor und Übersetzer Wolfgang Matz unterstreicht die Notwendigkeit von legalen Arbeitskämpfen und verweist literarisch auf Hauptmanns „Weber“ und Brechts „Heilige Johanna der Schlachthöfe“. Literaturkritiker Iljoma Mangold widerspricht der Anarchisten-These „Eigentum ist Diebstahl“ und sieht das Eigentum schon im Ursprung als Ausweis von Tüchtigkeit. Auch ideologisch ist also Vielfalt geboten.

Höhepunkt ist aber der Beitrag von Hilal Sezgin, die die menschenfixierte Verfassungsordnung kritisiert und „Grundrechte für Tiere“ einfordert. Man muss daran keinen Halbsatz richtig finden, aber sie nimmt die Verfassung als Ort von Grundsatzentscheidungen ernst und präsentiert einen radikalen juristischen Gegenentwurf. Gerade von Schriftsteller:innen hätte man mehr derartige Fulminanz erwartet.

Georg M. Oswald (Hg.): „Das Grundgesetz. Ein literarischer Kommentar“. C. H. Beck, München, 382 Seiten, 26 Euro

»Ein großer Spaß, randvoll mit treffsicheren Karikaturen aus Journalismus, Kunstszene, Politik oder Stammtisch.«

FRANK SCHORNECK, CULTURMAG.DE

»Hürtgen nimmt die pietätlose Sensationsgier und dehnbare Moral des Boulevardjournalismus witzig aufs Korn.«

ANNA-LOUISA SCHÖNFELD, FAZ

»Das fulminante Crescendo am Ende kommt mit einem Tusch, der ganz ohne die Altkirchinger Blaskapelle laut ist.«

CAROLA LEITNER, FACHJOURNALIST



VERLAG ANTIJE
KUNSTMANN

304 Seiten | Euro 24,- (D) | 24,70 (A)
ISBN 978-3-95614-509-4

Anzeige

Diese Erzählstimme singt den Blues

Der Roman „Corregidora“ von Gayl Jones erschien im Original bereits 1975. Nun liegt er auf Deutsch vor. Eine Entdeckung. Das liegt auch an der Übersetzung von Pieke Biermann

Von **Hanna Engelmeier**

Geschichte des Schwarzen Befreiungskampfs: Autorin Gayl Jones. Foto: Koiné/Connecticut College



Gayl Jones: „Corregidora“. Aus dem Englischen von Pieke Biermann. Kanon Verlag, Berlin 2022, 220 Seiten, 23 Euro

ines der wichtigsten Mittel, um Romanfiguren glaubwürdig erscheinen zu lassen, ist in der modernen Literatur der innere Monolog. Die Schilderung des inneren Erlebens einer Figur lässt sie plastisch werden und erlaubt einer Autorin, ihre Menschenkenntnis virtuos darzustellen. Viel schwieriger verhält es sich mit der wörtlichen Rede.

Es ist nicht nur so, dass es schnell gestellt wirkt, wenn Figuren allzu eloquent ihr Inneres nach außen kehren. Enorm schwierig ist es auch, die Stimme eines Menschen, seine Eigenheiten in Formulierungen und Timbre wiederzugeben. Die Nachahmung von Dialekt misslingt oft oder wirkt herabwürdigend. Probleme allenthalben.

Nach der Lektüre des Romans „Corregidora“ von Gayl Jones, der

bereits 1975 in den USA erschien und nun erstmals in der deutschen Übersetzung von Pieke Biermann vorliegt, besteht Anlass, diese Fragen neu aufzurollen. Sie sind keineswegs abstrakt, denn in der Geschichte der Bluessängerin Ursa Corregidora, die sich in den 1940er Jahren in Kentucky mit Gigs in örtlichen Lokalen durchschlägt, verbindet sich auf sensationelle Weise ein politisches Anliegen, das seit der Erstveröffentlichung eher an Brisanz gewonnen hat.

Schwarze Kultur über das Medium der Stimme zu repräsentieren, mag für die Musik naheliegender sein, für die Literatur ist es das viel weniger. „Corregidora“ geht nun dennoch direkt ins Ohr. In fünf Teilen erzählt Ursa Corregidora von ihrem Leben. Mit Anfang 20 ist sie die Frau des gewalttätigen Mutt, der sie aus Eifersucht nach einem Auftritt in der Bar Happy's so attackiert, dass sie die Treppe zum Hintereingang herunterfällt. In der Folge verliert sie im Krankenhaus ihre Gebärmutter und ihre Schwangerschaft. Unterschulpet findet sie nach ihrer Entlassung erst beim Inhaber von

Happy's, später bei einer Nachbarin, von deren Pflögetochter sie sexuell belästigt wird. Ursa versucht, ihre Genesung zu beschleunigen, um wieder singen zu können, denn „ich singe, weil ich einfach muss“, lässt sie direkt in den ersten Sätzen des Romans wissen.

Um wieder auf die Beine zu kommen, gibt sie dem Fürsorgeversprechen von Tadpole, Wirt von Happy's, nach, heiratet ihn und versucht in der Ehe vor allem, seinen sexuellen Bedürfnissen gerecht zu werden, trotz aller Schmerzen, die sie nach ihrer Operation noch immer verspürt. Es geht nicht gut. Sie findet Tadpole schließlich mit einer noch jüngeren Sängerin im Bett und geht ihren eigenen Weg, der sie letztlich fast zwanzig Jahre später zu Mutt zurückführt. Daran wird nichts beschönigt, die Gewalt von damals setzt sich fort, die Anziehungskraft zwischen den beiden ist geblieben, ihre Intimität, die nur wenig Worte braucht, ebenfalls.

Ursas Erlebnisse werden von Jones mit denen ihrer Vorfahrinnen parallelisiert. Der gesamte Roman ist mit den Erzählungen über ihr Leben durchsetzt, an die sie sich in Gesprächen oder allein mit sich erinnert. Dabei handelt es sich eben nicht um innere Monologe, in denen sie mit sich selbst über ihre Geschichte ins Reine zu kommen versucht, sondern eher um Anrufungen ihrer Vorfahrinnen. Was macht unsere Geschichte aus, deren Verlauf wir so wenig selbst bestimmen konnten?, lautet die Frage, die durch den Roman mäandert.

Die Suche beginnt bei dem Nachnamen, den Ursa und ihre Vorfahrinnen bis zur „Ur-Ooma“ tragen: Er stammt von demjenigen portugiesischen Sklavenhalter, dessen Herrschaft ein Trauma in die Generationenfolge eingebrannt hat: „Der alte Corregidora, portugiesischer Sklavenzüchter und Hurenschieber. (Nennt man die so?) Hat seine eigenen Huren gefickt und seine Zucht aufgemacht. Sie haben das Ficken erledigt und ihm das Geld abliefern müssen. Meine Großmutter war eine Tochter von ihm, aber die hat er auch gefickt. Sie hat gesagt, als da unten Schluss mit der Sklaverei war, haben die alle Papiere über die Sklaverei verbrannt, damit's so aussieht, als hätte es die nie geben.“

Mit „da unten“ ist Brasilien gemeint, und diese Dokumentenvernichtung ist ein historisches Faktum, das Jones, die sich 1973 in Creative Writing an der Bown University promovierte, hier verarbeitet. Ihr Roman ist nicht nur selbst Widerstand gegen die Vernichtung dieser Geschichte, sondern entwickelt eine eigene Ästhetik für die Mündlichkeitstradition der afrikanischen Kultur, wie man sie auch bei Autorinnen wie Toni Morrison oder Alice Walker findet.

Das ist nicht allein Ergebnis eines subjektiven Ausdruckswillens, sondern eine spezifisch Schwarze Erweiterung des methodischen Repertoires von Literatur überhaupt. Eine Eins-zu-eins-Transkription gesprochener Sprache eignet sich für soziologische Untersuchungen, nicht aber für die Literatur. Jones hat in ihrem Roman das Kunststück vollbracht, eine naturalistische Sprache ihrer Figuren zu entwerfen, die deshalb überzeugend ist, weil sie vollkommen künstlich ist – und Pieke Biermann hat das nicht unbedingt kleinere Kunststück vollbracht, dieses Idiom im Deutschen nachzubilden.

In ihrem sehr lesenswerten Nachwort zum Roman erläutert Biermann, wie sie dabei vorgeht, „die repetitions, die call-and-response-Elemente, die blues breaks“, die Jones zur Rhythmisierung ihres Textes verwendet, ins Deutsche zu bringen. Man müsse dazu das Deutsche quasi renovieren, schreibt Biermann, was sie dadurch gelöst habe, dass sie das *black vernacular*, also die Schwarze Umgangssprache, in ein Deutsch gebracht habe, das die Lesegewohnheiten dadurch herausfordert, dass beispielsweise die

Namen von Ursas Vorfahrinnen so geschrieben werden, wie man sie spricht – also eben „Ur-Ooma“ oder „Mamma“.

Das Ergebnis ist dabei ein Text, der in seinen klar getroffenen und gut begründeten Entscheidungen ästhetisch zwar schlüssig ist, aber es bleibt: ein Text deutscher Sprache. Ein Dilemma, das nicht aufzulösen ist. Das, was Jones im Englischen gelingt, nämlich einen Text den Blues singen zu lassen, muss im Deutschen verloren gehen. Beim Lesen stellt sich nicht selten der Wunsch ein, das Ganze als Film mit Untertiteln schauen zu können, das Deutsch verbannt in die Schrift, das Englisch parallel dazu präsent in der Tonspur.

Nicht auszudenken allerdings, was passiert wäre, wenn eine weniger versierte Übersetzung des Textes vorläge, eine, die sich vor den vielen Brutalitäten gedrückt hätte und die Geschichte des Schwarzen Befreiungskampfes über vier Generationen mit falscher Dezent angegangen wäre. Eine der vielen Stärken von Jones' Roman sind die Szenen, in denen das, was zwischen Ursa und ihren Partnern passiert, nicht dadurch gelingt, dass mitgeteilt wird, wer wen wo und wie anfasst, sondern maßgeblich durch den Dialog, der dabei geführt wird. „Ist das gut?“ – „Ja“ – „Ist das gut, Baby?“ – „Ja, ja.“ – „Es soll sich geil anfühlen, Baby. Ich will nur, dass es geil für dich ist.“ Das ist nicht besonders ausdifferenziert. Sex ist das aber wohl auch oft nicht.

Dabei ist mit dieser Sparsamkeit nur ein Register unter den vielen genannt, die Jones in ihrem Roman zieht. Neben dem Versagen der Sprache in der Intimität gibt es deren Überborden in der Erinnerung,

Schwarze Kultur über das Medium der Stimme zu repräsentieren, mag für die Musik naheliegender sein, für die Literatur ist es das viel weniger. „Corregidora“ geht nun dennoch direkt ins Ohr

beispielsweise, wenn Ursa es im vierten Teil des Romans endlich gelingt, ihre Mutter zum Sprechen zu bringen und ihr die Teile der Familiengeschichte zu entlocken, die ihr bislang noch fehlen, um ihre Identität zumindest halbwegs vollständig zusammenzupuzzeln. Die Geschichte darüber, wie sich schon die Großmutter versuchte, mittels ihrer Sexualität und deren Kraft zumindest zentimeterweise aus der Krallen des Sklavenhalters Corregidora zu befreien, ist flankiert von den Geschichten all jener Sklaven, denen das nicht gelang. Es ist flankiert von dem Versprechen, das sich alle Frauen in der Familie gaben, ihre Geschichte weiterzuerzählen, „Generationen zu machen“, die im gesprochenen Wort erhalten, was ihnen angetan worden ist.

Ursa Corregidora wird dieses Versprechen nach ihrer Hysterektomie nicht erfüllen können. Die enttäuschte Hoffnung auf ihre Reproduktionsfähigkeit ist dabei jedoch vielleicht der stärkste Widerstand gegen die entmenslichenden Erwartungen an das Gebären Schwarzer Frauen, das sich auch in den Lebensgeschichten ihrer Freundinnen spiegelt. Die Frage, wie sie nun die Erfahrungen weitergeben wird, die ihre Familie gemacht hat, beantwortet sie, indem sie singt. Ihre Geschichte liegt in ihrer Stimme. Jones hat sie in ihrem Roman für uns hörbar gemacht.

Anzeige

Neuerscheinungen zur Frankfurter Buchmesse

»Beginne dort, wo Du bist.«

Wir erinnern zum 30. Todestag und 75. Geburtstag mit einer Graphic Novel an die weltweit bekannte Ikone der Anti-Atom- und der Friedensbewegung, die grüne Vorkämpferin für Ökologie und Menschenrechte.



Petra Kelly
Eine Graphic Novel von Simon Schwartz
Hrsg. Heinrich-Böll-Stiftung, Berlin, Sept. 2022, 24 S.

»Es hat gerade erst angefangen.«



In der Zukunft schwelgen
Von Würde und Gerechtigkeit und dem Arabischen Frühling
Essays aus Nahost und Nordafrika

Hrsg. Sandra Hetzl und Heinrich-Böll-Stiftung, Bielefeld, Okt. 2022, Transcript Verlag, 192 S.

HEINRICH BÖLL STIFTUNG Die grüne politische Stiftung Schumannstr. 8, 10117 Berlin
f @boellstiftung Heinrich-Böll-Stiftung boell.de/publikationen

Komm, wir streicheln uns

Zwischenräume, Übergänge, Metamorphosen und viele Tiere: „Kalbskummer“ und „Phantomstute“ heißen zwei ziemlich furiose Gedichtbände von Marieke Lucas Rijneveld

Von Carsten Otte

Als Marieke Lucas Rijneveld im Frühjahr 2021 beauftragt wurde, Amanda Gormans Inaugurationsgedicht „The Hill We Climb“ ins Niederländische zu übertragen, gab es Protest etwa von der schwarzen Aktivistin Janice Deul, die in einem Artikel in der Tageszeitung *De Volkskrant* fragte, „warum wählt man nicht eine Autorin aus, die – wie Gorman – Spoken-Word-Künstlerin ist, jung, eine Frau und: *unapologetically black*?“ Die Diskussion, wer welche auch ethnischen Eigenschaften mitzubringen hat, um angemessen übersetzen zu können, wurde bald nicht nur in den Niederlanden, sondern weltweit geführt. Rijneveld zog sich zurück, und spätestens mit diesem Eklat sprachen auch notorische Ignoranten des Feuilletons über die Folgen rigider Identitätspolitik.

Dass ausgerechnet eine geplante Arbeit Rijnevelds diese weltweit geführte Diskussion auslöste, war grotesk, weil in diesem Fall sowohl Biografie als auch Werk immer wieder das Nichtbinäre umkreisen: 2010 nahm die damalige Autorin mit Lucas einen zweiten Vornamen an und nutzte fortan das geschlechtsneutrale Pronomen *they*. Seit Januar 2022 möchte Rijneveld als Autor adressiert werden. In seinen Texten geht es stets um fluide Identitäten, um den Versuch, familiäre und gesellschaftliche Normen zu befragen, persönliche Übergänge und politische Befreiungsakte sprachlich sichtbar zu machen.

Sein Werk, das mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet wurde, besteht aus Gedichtbänden und Romanen gleichermaßen; 2020 erhielt Rijneveld mit nur 29 Jahren den International Booker Prize. Tatsächlich ist seine Ästhetik so artifizell wie umgangssprachlich. Seine Texte entziehen sich solchen Kategorien ohnehin, und gerade deshalb wäre der in Utrecht lebende Schriftsteller die Idealbesetzung für eine Übertragung der Werke Amanda Gormans ins Niederländische gewesen.

Selbst die Frage, ob Rijneveld eher Prosaautor oder doch vor allem Ly-

riker ist, geht an seinen Arbeiten vorbei. Seine biografisch grundierten Romane „Was man sät“ und „Das Prachttier“, die in einem strenggläubigen und ländlichen Umfeld spielen, leben von einer äußerst poetischen Bildsprache, und die Lyrik in den beiden Bänden „Kalbskummer“ und „Phantomstute“ enthalten vor allem erzählerische Gedichte mit eindrücklichen und furios ausgedachten Szenen, in denen die Einsamkeit in der bauerlichen Provinz, die Maßgaben der Erwachsenen und die Erkundung des eigenen Körpers eine wichtige Rolle spielen.

Diese sowohl stilistischen wie motivischen Übergänge gehören zur genuinen Textästhetik Rijnevelds, unabhängig von der formalen Etikettierung handeln sie eben auch inhaltlich von Zwischenräumen und Metamorphosen. Die Gedichte vor allem in „Kalbskummer“ zeigen dabei ein lyrisches Ich, das selbst verwirrende Coming-of-Age-Erfahrungen ironisch zu beschreiben weiß. Im siebenstrophigen „Kummerfresser“ heißt es:

„Warum verwirrt es Schnecken nicht, dass sie / zweigeschlechtlich sind?“, heißt es in dem Gedicht „Kindersorgetelefon“

„mein erster Kuss mit einem echten Mann, schlagartige / Erkenntnis: knutschen ist etwas anderes als ein Honiglakritz mit der Zunge umkreisen, Mamas / Wurmtrunk hilft nicht gegen das Kribbeln im Unterleib.“

Die Gedichte mit den gewitzten Zeilensprüngen sind in der Suhrkamp-Ausgabe durchgehend zweisprachig abgedruckt, was für alle, die des Niederländischen mächtig sind, gewiss interessant ist. Viel hilf-

reicher aber wäre ein ausführliches Nachwort gewesen, in dem etwa die Übersetzerin Ruth Löbner erklärt hätte, wie sie in den Nachdichtungen mit den Eigenheiten des Originals, überhaupt mit den Motiven umgegangen ist, die sich nicht so leicht ins Deutsche übertragen lassen. Auch die sprachliche Entwicklung der beiden Gedichtbände, die in den Niederlanden 2015 („Kalfsvlies“) und 2019 („Fantommerrie“) erschienen sind, hätte etwas genauer betrachtet werden können. Stattdessen wird getan, als handele es sich um ein Werk mit zwei Zyklen.

Was allein vom Schriftbild auffällt: Im Deutschen werden die Zeilen mit deutlich mehr Satzzeichen strukturiert. Kommata und Doppelpunkt sind im Ausgangstext seltener zu finden, als wären Rijnevelds frei-furiose Rhythmen ursprünglich noch ungebundener. Auf jeden Fall ist hier ein Dichtererzähler mit einem Faible für Wortneu-

schöpfungen am Werk, was allein die beiden skurrilen Titelbegriffe bezeugen. Außerdem setzt Rijneveld immer wieder auf Vergleiche, die mit dem Kalendersprachhaften spielen und kurioserweise doch aufgehen, weil sie offensichtlich überdreht oder aus einer Kinderperspektive formuliert sind: „Neun warst du, als du sagtest, du seist wie eine Badewanne, die immer einen anderen / braucht, damit sie sich füllen kann, ich ließ das Wasser ein und du zeigtest mir /, wo sich das Loch befand [...]“

Diese Zeilen stammen aus dem nahezu rührenden Gedicht „Komm, wir streicheln uns“, das uns schon in der ersten Strophe mit einer erstaunlichen Bilderflut überschwemmt: „Wir fangen mal damit an, dass wir näher zusammenrücken, verdrängen langsam / die Luft zwischen uns wie Weckgläser mit Sommergemüse, die ein Vakuum bilden, / Haltbarkeit beginnt immer mit dem Anbringen eines Etiketts.“

Viele Tiere bevölkern die Gedichte, nämlich Kühe, Schmetterlinge und Fische, vor allem aber Schnecken, weil die eine sexuelle Doppelidentität aufweisen: „Warum verwirrt es Schnecken nicht, dass sie / zweigeschlechtlich sind?“, heißt es im „Kindersorgetelefon“, das mit einer bitteren Erkenntnis endet: „krumm und schief steh ich in der Welt.“ So passt es auch, dass in Rijnevelds Sprachwelt ordnende und beschönigende Stilmittel wie Metrum und Reim irrelevant sind.

Dabei sind die Gedichte über das Erwachsenwerden, über den nahenden Tod, das familiäre Korsett sowie das poetische Nachdenken über Sex und Gender durchaus melodios, manchmal gar berückend schön. Wären die Debatten rund um diese Themen doch immer von Rijnevelds poetischer Offenheit und einem spielerischen Geist getragen, der bildreich erkundet, statt ideologisch zu zementieren.



Freie Rhythmen: Marieke Lucas Rijneveld
Foto: Arnaud Meyer/Leextra/opale/laif



Marieke Lucas Rijneveld: „Kalbskummer“. Phantomstute. Aus dem Niederländischen von Ruth Löbner. Suhrkamp, Berlin 2022, 223 Seiten, 25 Euro

Anzeige

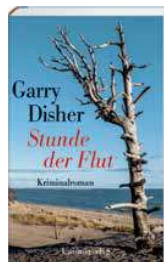
Unionsverlag



Martina Clavadetscher
„Clavadetscher ist eine durch und durch souveräne Erzählerin.“
Kulturtyp



Gloria Naylor
„Eine kühne Stimme der amerikanischen Literatur.“
Contemporary Literature



Garry Disher
„Stunde der Flut ist sinnlich und auf den Punkt erzählt.“
Crimenag



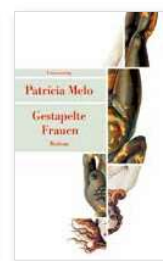
Frances Cha
„Verblüffend, bitter-süß und hervorragend gemacht.“
Kevin Kwan



Ling Ma
„Bissig, traurig, poetisch und einfühlsam.“
Büchermagazin



Gianrico Carofiglio
„Eine tiefgründende Erforschung der menschlichen Seele.“
The Independent



Patrícia Melo
„Spannend, eigenwillig, relevant.“
Annabelle

Avantgarde, mindestens

Hoch hinaus
und rein in die
Welt: Die
Figuren bei
Joshua Groß
sind so „trill in
Tirol“ Foto:
Dean
Mouhtaropoulos/
getty
images



Der Skisprung-Roman „Prana Extrem“ von Joshua Groß verschaltet großartig Witz und Empfindsamkeit, echtes Anliegen und schräge Verschiebung

Von **Valentin Wölffmaier**

In „Prana Extrem“, dem neuen Roman von Joshua Groß, kann sich jederzeit eine Art humorvolles Pathos einstellen, angesichts überwältigender Wolkenformationen genauso wie vor den Fruchtjoghurts im Kühlschrank. Das Wahrnehmungsvermögen des mit dem Autor namensgleichen Ich-Erzählers scheint bis auf subatomare Ebenen zu reichen, wo er sich surreal anmutenden Atmosphären und Stimmungen öffnet oder auch mal mit selbstgerollten „Antimaterieballchen“ jongliert.

Der Roman spielt in einem sehr langen und heißen Sommer in Tirol, wohin Joshua seine Freundin Lisa im Rahmen eines Literaturstipendiums begleitet. Die beiden lernen das 16-jährige Skisprungtalent Michael Stening und dessen ältere Schwester und Trainerin Johanna kennen, die sie kurzerhand einladen, für ein paar Monate zu ihnen nach Kurbruck zu ziehen, einem fiktiven Ort unweit von Innsbruck, an dem sich lokal ein tropisches Sumpfklima entwickelt hat.

Zusammen mit Hündin Lu, der Katze Schnurri-San und einem – anders als noch im Vorgängerroman „Flexen in Miami“ – traurig verschwiegene Kühlschränke wird Kurbruck zum Basislager ihrer „Bootgang of Love“, zu der später noch die fünfjährige Tilde und Joshuas exzentrische Oma Suzet stoßen. Gemeinsam unternehmen sie Ausflüge in von Farn umwucherte Thermalquellen, unterstützen Michi bei seinem Training, beraten sich über den Einsatz diverser Hautcremes oder floaten Marihuana rauchend im Pool. Das alles ist dermaßen harmonisch und achtsam, dass man sich manchmal fast wundert, warum es nicht nervt.

Vielleicht liegt es an der sympathischen Vorbehaltlichkeit, mit der das Erzählte immer wieder in Anführungszeichen gesetzt wird. Ironie wäre das falsche Wort. Wenn der Erzähler Joshua entsetzt feststellt, dass er „der Einzige war, der keine umfassende Skin-Care-Routine hatte“, dann ragt das zwar arg ins Parodistische, andererseits ist die Sorge um eine „von Trockenheit zerfickte Haut“ auch echt und sogar existenziell markiert in einer Welt, die sich anfühlt, „als würde sie sich langsam häuten“.

Verschaltungen von Witz und Aufrichtigkeit, echtem Anliegen und schräger Verschiebung begegnet man im Roman immer wieder. Es scheint fast so, als würden Augenzwinkern und berührender Ernst einander bedingen. Als müsste man einer verdrehten und übersteuerten Welt mit Verdrehung und Übersteuerung begegnen, um – mit Donna Haraway gesagt, deren Denken einen wichtigen Bezugspunkt für Groß' Schrieben darstellt – antwortfähig und verantwortungsfähig zu bleiben.

Oder wie Joshua Groß es in einem poetologischen Essay selbst formuliert: „Wer es nicht permanent schafft, gleichzeitig Ironie, Selbsthass, Nostalgie, Affirmation und Konterrevolution in sich selbst auszuhalten, ist ein Hurensohn, der die Schichtungsverhältnisse der Gegenwart nicht verstanden hat.“

Oft kreiert Joshua Groß schon auf konzeptioneller Ebene Szenarien, Denkfiguren eigentlich, die mit ihren leichten Verschiebungen im Realitätsgefüge auf eine interessante Weise stimulieren. Allein das Setting der Skisprungszene in einer Tiroler Sumpflandschaft mit Riesilienbellen, die kurz

davor sind, die tonangebenden Player im spezialübergreifenden Zusammenleben zu werden. Oder der aus einem Museum gestohlene Meteoroid, der Joshua „intensiv mit der Tiefenzeit konfrontiert“, den er dann aber in einem Minigolf-Match setzt, um seiner Oma ein Date zu organisieren. Auch wenn man kaum eine Möglichkeit habe, seine eigene „Grobschlächtigkeit gutzumachen“, müsse man „sich dagegen wehren, dass die Zukunft schon feststehen soll“.

Oder die Chupa Chups, die Joshua in Anspielung auf Ursula K. Le Guins „The Carrier

dial und simulacrum-mäßig enthebenden Welt spielten auch schon in den Vorgängerbüchern von Groß eine zentrale Rolle. Neben dem Prana-Motiv, das deutlich auch auf den sich häutenden Planeten anspielt, der eine Transformation von Lebenspraktiken unumgänglich macht, akzentuiert „Prana Extrem“ ein zweites Thema in neuer Prägnanz: Gemeinschaft.

„Entkommen wird nie ein individueller Akt sein“, sagt Joshua einmal zu seiner Mutter, als sie sich darüber unterhalten, wie man für „sich selbst neue Formen“ findet. Bereits am Ende von „Flexen in Miami“ löst sich die psychotische Verlorenheit, die den Roman durchzieht, in einem Zusammenleben auf, das ganz im Zeichen von Haraways Konzept der Gefährten-innenschaft steht, in dem Hunde und Katzen genauso eine Rolle spielen wie Kühlschränke oder Reinigungsroboter. In „Prana Extrem“ steht nun von Anfang an eine „guerillamäßig“ verschworene Clique, die empfindsam und high durchs brütende Tirol stept. Gravitationszentrum und Herzstück der Gemeinschaft: die Liebesbeziehung zwischen Lisa und Joshua.

Neben Oma Suzet, die nach dem Verlust ihres Lebensgefährten mit Einsamkeit und Resignation zu kämpfen hat, und der totkranken Gertrude Rhoxus, einer Science-Fiction-Autorin, die vielleicht über ein noch extremer ausgebildetes Empfindungsvermögen verfügt als Joshua, gehören die Szenen zwischen Lisa und Joshua zu den berührendsten des Romans. Das ununterbrochen harmonische Gekicher, bei dem selten auch mal eine bestimmte Art von Young Adult Fiction anibet, scheint dabei wieder nur jene Form von Augenzwinkern zu sein, die in der Folge Passagen ermöglicht, die in einem so offenen, unverstellten und verletzlischen Ton geschrieben sind, dass der Rezensent gelegentlich das Buch auf die Knie sinken lassen musste.

Überhaupt empfiehlt es sich, „Prana Extrem“ langsam zu lesen. Zwar ist auch der Plot abgefahren und unterhaltsam, die große Stärke des Texts liegt aber in seiner Sprache. Es sind vor allem einzelne Formulierungen, die hängen bleiben, etwa als Joshua und Lisa verschwitzt einen Berg besteigen und Joshua freudig feststellt: „Wir sind so trill gemeinsam in Tirol.“

Groß' Sprache ist hochgradig reflektiert und dabei gleichsam spielerisch, witzig und ernst. Mühselos wechselt er zwischen Gamerlingo, Rap-Jargon, poststrukturalistischen Theoriebegriffen und poetisierenden Anachronismen wie „dräuend“ oder „gülden“. In der Kollision dieser Sprachbereiche, aber auch in ihrer virtuos motivischen Verschränkung, werden Funken geschlagen, die in ihrer sprühenden Leuchtkraft genauso faszinierend wie rätselhaft sind.

Naturbeschreibung gefolgt von einem zeitphilosophischen Gedankengang gefolgt von einem Lil-Wayne-Zitat gefolgt von einem selbstironischen „Na ja“. In der Überlagerung entstehen oft so etwas wie kleine Transzendenzmomente, nicht als Transzendierung dessen, was da ist, sondern im Sinne seiner hypersensiblen Durchdringung. Die Welt morpht sich, um es mit einem Lieblingspräfix Joshuas zu sagen, in ihn und die Lesenden „rein“. Als hätte man ein „klein bisschen Acid in der Dämmerung“ gedippt oder momenthaft die Skills einer Libelle inkorporiert, die „so viel schneller als Menschen“ realisiert; ein Skill, den sich Joshua im Sinne seines „Pranatrainings“ versucht anzueignen.

Zentrales Anliegen der Poetik von Joshua Groß ist es – und das ist auch unter politischen Gesichtspunkten interessant –, aus dem Vorgefertigten der Gegenwart herauszukommen, ohne das Vorgefundene eskapistisch auszublenden. Gelingen tut ihm das dank einer trippig-sensiblen Prosa, die gleichsam formbewusst wie welthaltig ist. Mit das Spannendste daran: Obwohl Groß mit realistischen Erzählkonventionen bricht und gerade auf sprachlicher Ebene durchaus experimentell arbeitet, verschließt sich der Text nicht. Es sind eher zarte Verschiebungen, die das Vorstellungsvermögen kitzeln und die Gehirnhaut zum Kribbeln bringen. Verschmitzt und empfindsam hovort Groß durch die Hemmnisse, die uns umgeben, und etabliert einen Ton in der deutschen Gegenwartsliteratur, der neu ist.

Innerhalb der Literaturszene wird der 33-jährige Joshua Groß viel diskutiert, gerade unter jüngeren Autor:innen. Darüber hinaus ist er noch ein Geheimtipp.



Joshua Groß:
„Prana
Extrem“,
Matthes &
Seitz, Berlin
2022,
301 Seiten,
24 Euro

Anzeige

BERTA VON BRUNSBREE
...und dann...

Anonyma Berta von Brunsbree schreibt über einen, der, mitten im Krieg geboren, eine glückliche Kindheit in einer bürgerlichen Familie erlebte, die ihn zuletzt sehr ins Grübeln brachte. Als Student revolutionärer Aktivist in der 68er Bewegung absolvierte er anschließend eine Druckerei, war Mitbegründer eines alternativen Wohnprojekts, wo er immer noch lebt und als Künstler arbeitet.

Vor einigen Jahren geisterte er durch die Medien, weil er sich öffentlich gegen den Export von Panzern nach Saudi-Arabien äußerte. Als Mitglied des Aufsichtsrates eines Rüstungsunternehmens wurde er nach kurzer Zeit wieder entfernt. Heute beteiligt er sich an den Protestaktionen der Klimabewegung, back to the roots?

EAN: 9791220129558 - Preis: € 19,50 - Verlag: Europa Buch

Luxus und Elend spanischer Frauen

Elena Medel gibt in ihrem Debütroman „Die Wunder“ über drei Generationen hinweg spanischen Feministinnen ein Gesicht



Von Sophia Zessnik

Clearly money has something to do with life“, zitiert Elena Medel den britischen Dichter Philip Larkin zu Beginn ihres Romans. Keine bahnbrechende Erkenntnis, aber doch eine essenzielle, besonders für die beiden Protagonistinnen in „Die Wunder“. In Marias und Alicias Leben spielt Geld eine übergeordnete Rolle, nie ist genug davon vorhanden. Und das, obwohl beide bis zur Erschöpfung arbeiten.

Die in Medels Debüt Porträtierten gehören der spanischen Arbeiterklasse an, sind Großmutter und Enkelin, sich aber niemals begegnet. Marias Geschichte spielt während der Franco-Diktatur; die damals junge Frau zieht, wegen einer Schwangerschaft von ihrer Familie verstossen, Ende der sechziger Jahre aus dem Süden Spaniens nach Madrid. Dort arbeitet sie als Haushaltshilfe für andere, die uneheleiche Tochter bleibt bei den Verwandten zurück. Auch Marias Enkelin verschlägt es aus dem Süden in die Hauptstadt, 30 Jahre später und aus freien Stücken, um den ärmlichen familiären Verhältnissen zu entkommen.

Dass dies nicht gelingt, es Alicia von einem prekären Arbeitsverhältnis ins nächste verschlägt, sorgt für Verdross: „Alicia hat kein Vergnügen an ihrem Leben, doch ihr Leben lenkt sie ab“, heißt es an einer Stelle. Ablenkung erfährt sie unter anderem durch einen Mann, mit dem sie zusammenlebt, obwohl sie ihn nicht liebt, ja nicht einmal besonders schätzt, der ihr aber Sicherheit bietet. Ihre Einstellung zum Leben ist fatalistisch, nicht im religiösen, sondern im Sinne einer durch die ökonomischen Gegebenheiten ausgelösten Ohnmacht. Für ihre Lebensumstände schämt sie sich, vor allem, weil sie es auch anders kennt: Bis zum Tod des Vaters lebte die Familie recht angenehm, erfuhren den sozialen Aufstieg durch eine familienbetriebene Restaurantkette. Doch das Geschäftsmodell ging nicht auf, aus Scham nimmt sich der Vater das Leben. Geblieben sind aus dieser Zeit nur Alicias Erinnerungen und ein latentes Gefühl der Überlegenheit anderen gegenüber, das sie

auch als Erwachsene nicht abzulegen vermag.

Medel hat mit Alicia einen Charakter kreiert, für den man kaum Sympathien aufbringt. Den ihr gewidmeten Passagen zu folgen ist anfänglich beschwerlich. Anders verhält es sich mit den Kapiteln, die Marias Werdegang verfolgen. Obwohl sie sich von ihrer Familie abwendet, die Tochter Carmen irgendwann endgültig verlässt, fasziniert sie. Anders als ihre Enkelin ist Maria stolz darauf, der Arbeiterklasse anzugehören, sie arbeitet viel, engagiert sich darüber hinaus politisch, bildet sich intellektuell und bleibt trotz Partnerschaft immer unabhängig.

Über Marias Geschichte habe sie versucht, einer Generation von Feministinnen ein Gesicht zu verleihen, die bisher nicht viel Beachtung gefunden habe, sagt Medel gegenüber dem SWR. Frauen, die der spanischen Arbeiterklasse angehört und sich an der Peripherie für den Feminismus enga-

Die soziale Schicht, der man angehöre, bestimme die Chancen, die man habe, sowie den Ort, an dem man wohne, sagt Medel in einem Interview mit der spanischen *Vogue*. Dass diese Möglichkeiten für eine Frau, zumal vom Land, zur Zeit der Franco-Diktatur gering gewesen sein müssen, eine Anstellung in der Hauptstadt sowie das Alleinleben dementsprechend schon einen gewissen Luxus bedeuteten, lernt man durch Marias Geschichte. Alicia verkörpert dagegen ein Versprechen, das mit der Demokratisierung Spaniens, vor allem mit der zunehmenden Globalisierung, einhergeht, aber nie vollständig eingelöst wurde: Wohlstand für alle. „Die Wunder“ liest sich trotz allem weniger wie eine Kritik an herrschenden Strukturen als wie ein Appell an die Eigenverantwortung.

In Marias und Alicias Leben spielt Geld eine übergeordnete Rolle, denn nie ist genug davon vorhanden

gierten, etwa in Frauenvereinen oder Bürgerinitiativen, „nicht theoretisch, sondern von der Praxis her“.

Die 37-jährige Autorin, die selbst aus dem Süden – Córdoba – nach Madrid zog, ist bereits seit 20 Jahren im spanischen Literaturbetrieb zu Hause. 2002 wurde sie für ihren ersten Gedichtband („Mi primer bikini“) mit dem Andalucía-Joven-Preis ausgezeichnet und gründete zwei Jahre später mit „La Bella Varsovia“ einen Lyrikverlag. Die Nähe zur Poesie merkt man der Sprache im Roman an; statt detaillierter Ausformulierung setzt Medel auf Auslassung und fordert so das Interpretationsvermögen ihrer Leser*innen.



Sergio del Molino: „Leeres Spanien. Reise in ein Land, das es nie gab“. Aus dem Spanischen von Peter Kulturen. Wagenbach Verlag, Berlin 2022, 304 Seiten, 30 Euro

Vor ihrem Debütroman hat Elena Medel drei Gedicht- und zwei Essaybände veröffentlicht. Foto: Laura C. Vela/Strukamp Verlag



Elena Medel: „Die Wunder“. Aus dem Spanischen von Susanne Lange. Suhrkamp, Berlin 2022, 221 Seiten, 23 Euro

Die Geister des leeren Spaniens

Sergio del Molinos Buch „Leeres Spanien“ legt den krassen Stadt-Land-Gegensatz Spaniens offen und wurde zum überfälligen Bestseller

Von Reiner Wandler

Wer schon einmal durch Spanien gereist ist, kennt das: Kaum liegt die dicht besiedelte Küste hinter einem, kommt nichts, nichts und wieder nichts, bis – zum im geografischen Mittelpunkt gelegenen – Madrid. Genau um diese dünn besiedelte Hochebene im Herzen der Iberischen Halbinsel kreist Sergio del Molino in seinem Buch „Leeres Spanien“.

„Es gibt ein urbanes, europäisches Spanien, das sich in nichts von anderen urbanen europäischen Gesellschaften unterscheidet, und ein ländliches, entvölkertes Spanien, das ich das leere Spanien nenne. Das Verhältnis zwischen diesen beiden war und ist schwierig. Oft wirken sie wie zwei einander fremde Länder“, sagt del Molino, der als Lokal- und Regionaljournalist in Zaragoza mit dem Schreiben begann. „Trotzdem lässt sich das urbane Spanien ohne das leere Spanien nicht verstehen. Die Geister des letzteren leben auch in den Häusern des ersteren“, fügt er hinzu.

Del Molino untersucht das extreme Ungleichgewicht zwischen Stadt und Land. Mehr als die Hälfte des spanischen Territoriums ist leer. Oder wie viele heute sagen: „entleert“. Dort leben gerade einmal etwas mehr als sieben Millionen Menschen, weniger als ein Sechstel der Bevölkerung. Provinzhauptstädte mit inbegriffen. Schuld daran ist die Landflucht der 1950er und 1960er Jahre – das „große Trauma“, wie der Autor es nennt. Die Menschen verließen das arme ländliche Spanien, um in den Städten – vor allem Madrid und Barcelona oder dem baskischen Bilbao – ihr Glück zu suchen. „Innerhalb von nicht einmal zwanzig Jahren verdoppelte, ja verdreifachte sich die Einwohnerzahl der Städte“, schreibt del Molino. In Madrid und Barcelona entstanden damals Elendsviertel. Zurück blieben die entleerten Regionen Spaniens, die zum Teil dünner besiedelt sind als Lappland im äußersten Norden Europas.

Del Molino berichtet von den nie eingelösten Versprechen, den ländlichen Raum zu entwickeln. Der Putschgeneral und spätere Diktator Francisco Franco versprach vieles und löste es ebenso wenig ein wie die Demokratie, die nach seinem Tod 1975 kam. Auch die europäische Integration konnte das Ungleichgewicht nicht beseitigen. Die Landflucht geht still und leise weiter. Selbst die Provinzhauptstädte, die fast alle über Hochschulen verfügen, entwickeln kaum wirtschaftliche Dynamik. Die gut ausgebildete Jugend geht und verschwindet.

In Spanien hat diese Dynamik seit Jahrhunderten tiefe Spuren in Literatur und Kultur hinterlassen. Den städtischen Intellektuellen war und ist das Land fremd. Der ländlichen Bevölkerung galt indes die Stadt als Sündenpfuhl, fremd, aggressiv und korrupt. Del Molino betrachtet hierbei auch die Literatur der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts, Filme von Luis Buñuel oder populäre Fernsehserien. Als sein Buch vor sechs Jahren erschien, traf es wie kein anderes den Zeitgeist. Das „entleerte Spanien“ begann sich selbst neu zu entdecken und Forderungen zu stellen. In vielen Provinzen wurden Wählervereinigungen gegründet, die spätestens seit dem Einzug von „Teruel existe“ – „Teruel gibt es“ – 2019 ins spanische Parlament einen wichtigen Teil der politischen Debatte darstellen. Paradoxerweise liegt es am Ungleichgewicht Spaniens, dass die längst Vergessenen politischen Einfluss gewinnen; das Wahlsystem Spaniens bevorzugt die entleerten Provinzen. Ein Parlamentssitz dort kostet meist nur ein Zehntel der Stimmen, die man etwa in Madrid benötigt.

Wer die tiefe Dynamik Spaniens nach der Krise von 2008, der Bewegung der Empörten 2011 und dem Zerfall des Zweiparteiensystems verstehen will, kommt um das Buch von Sergio del Molino nicht herum. Es empfiehlt sich als Begleiter auf einer künftigen Urlaubreise weg von den Stränden, durch ein Land, das es nie gab, das aber doch existiert.

Anzeige



Die größte Sehnsucht des Königspaares? Ein Kind! Eine Erfinderin und eine Hexe erfüllen den Wunsch gleich doppelt und erschaffen den kleinen Holzroboter und die Baumstumpf-Prinzessin. Als die Prinzessin eines Tages verschwindet, setzt ihr Bruder alles daran, sie zu retten.

»Ein liebevolles Märchen.«

Stuttgarter Zeitung

Filmbuch ab 5
e.o.S., € 18,- [D] / 18,50 [A]
ISBN 978 3 89565 430 5

Moritz



In den neuen Protestbewegungen finden sich weniger klassische Rechte als Menschen aus gegenkulturellen Milieus
Foto: Hahn+Hartung/laif



Eskalation in den Aberglauben

Keine bloßen Wiedergänger des Faschismus: Carolin Amlinger und Oliver Nachtwey analysieren in ihrem Buch „Gekränkte Freiheit“ die neuesten autoritären Charaktere, die oft erstaunlich alternativ daherkommen

Von Robert Misik

Auf den Straßen der Städte und an unseren Kneipentischen ist in den vergangenen Jahren Erstaunliches geschehen: Menschen gingen für „die Freiheit“ demonstrieren und verbreiteten antisemitische Verschwörungstheorien. Sie vertiefen sich in Statistiken, begeben sich auf die Suche nach unterdrückten Wahrheiten, recherchieren mit aufklärerischer Versessenheit verborgene Fakten und hängen zugleich Aberglauben und Wirkkopfigkeit an. In deren Schatten wurden geschwenkt, in deren Schatten tummelten sich aber viele, die sich als Verfolgte eines totalitären Unrechtsregimes wählten. Mit Empörung wird ein übergriffiger Staat angeprangert, während im Hintergrund russische Fahnen flattern. Nicht wenige gerieten auf eine seltsame Spur, denen man das nicht unbedingt zugestanden hätte. Gewohnte Muster funktionieren nicht mehr gut, wenn Yoga-Hippies mit Bomberjackentypen und Weltrevolutionsfans mit Ausländer-raus-Krautern Straßenpartys feiern. Nur bizzarrer Irrsinn? Oder gibt es dahinter doch so eine Art von Erklärungs-mustern – eine neue Konstellation?

Die Literatursoziologin Carolin Amlinger und der Baseler Soziologieprofessor Oliver Nachtwey verfolgen in ihrem Buch „Gekränkte Freiheit“ das Ziel, diese erstaunlichen Seltsamkeiten zu ergründen, versippte antisemitische Annahmen in Frage zu stellen. Die diagnostizieren eine Bewegung des „libertären Autoritarismus“, die sicherlich nur eine kleine Minderheit der Gesellschaften in ihren Bann zieht, aber einen relativ großen Resonanzraum hat, der weit über die Ränder der Radikalen hinausgeht. Dieser Autoritarismus ist aus ihrer Sicht signifikant anders als alles, was wir an autoritären Bewegungen in der Geschichte kennen. Sappelo gesagt: Es gibt darin viel mehr

Antiautoritarismus, mehr Individualismus und Antikonformismus, als das in früheren Bewegungen dieser Art üblich war.

„Anders als klassische Rechte wollen die Menschen, die nun auf die Straße gehen, keinen starken, sondern einen schwachen, geradezu abwesenden Staat“, formulieren Autor und Autorin. Sie hängen auch keinem Führer an. Viele kommen aus alternativen oder auch gegenkulturellen Milieus oder zumindest aus sozialisierenden Umgebungen, in denen kritischer Eigensinn und Nonkonformismus prägend sind. Sie rebellieren im Namen der zentralen Werte der spätmodernen Gesellschaft, nämlich „Selbstbestimmung“ und „Souveränität“. Sie haben sogar eine „grundlegende Skepsis gegenüber Autoritäten“, betrachten Freiheit als einen „individuellen Besitzstand“, sind an hedonistischen Werten orientiert. Feierte die alte Rechte das soldatische Opfer, Kriegen die neuen Autoritären schon die Krise, wenn ihnen einmal ein Partywochenende entgeht.

Die Studie von Amlinger und Nachtwey ruht, grob gesprochen, auf drei Säulen: Erstens: empirischen Erhebungen – vor allem Interviews – die sie mit Hilfe ihrer Mitarbeiter:innen mit vielen Akteur:innen der Querdenkersonnen oder auch mit AfD-Sympathisanten geführt haben. Zweitens: einer breiten Textschau über knapp 200 Jahre Analyse des „autoritären Charakters“ und von Gesellschaftstheorien. Und drittens: ihrer These und Interpretation des Materials.

Zentral ist für die Arbeit eine Relektüre der „Studien zum autoritären Charakter“, die Forschergruppen der Kritischen Theorie rund um Theodor W. Adorno während der vierziger Jahre in den USA erstellten. Die Erfahrung war damals noch frisch, dass despotische Herrschaft nicht nur auf Unterdrückung beruht, sondern auch auf Zustim-

mung und bereitwilliger Teilnahme – und dass diese autoritären Verlockungen auch in demokratischen Gesellschaften virulent sind.

Die Studienautoren fanden damals verschiedene autoritäre Typen. Zentral waren Charaktere, die die Konventionen hochhielten, Individualismus ablehnten, Ordnung ersehnten und sich gerne personaler Autorität unterwarfen. Sie waren ja auch von autoritären Typen sozialisiert worden, etwa den vormals dominanten Vaterfiguren

„Anders als klassische Rechte wollen die Menschen, die nun auf die Straße gehen, keinen starken, sondern einen schwachen, geradezu abwesenden Staat“

Carolin Amlinger,
Oliver Nachtwey

oder fieses Lehrkräften. Sozialfiguren wie „der Rebell“ oder „der Spinner“ wurden auch seinerzeit schon entdeckt, waren aber gegenüber den konformistischen Autoritäten eher peripher. Doch das hat sich massiv verändert. In den gegenwärtigen Bewegungen finden sich eher wenige überangepasste Menschen mit konservativ-konventionellen Werthaltungen.

In den vergangenen Jahrzehnten hat sich ein individualistischer Liberalismus verbreitet, der „das Individuum ausschließlich im Gegensatz zur Gesellschaft“ definiert. Jeder vergleicht sich mit jedem und will etwas Besonderes sein und seine Eigenart verwirklichen. Dieses Versprechen der individuellen

Selbstverwirklichung birgt aber „ein Kränkungs-potenzial, das in Frustration und Ressentiment umschlagen kann“ (Amlinger/Nachtwey). Wenn etwas schief läuft, ist „die Gesellschaft“, „der Staat“, „die Elite“, sind „die Herrschenden“ schuld. Man hat auch gelernt, alles zu „hinterfragen“, nichts einfach so zu akzeptieren.

Amlinger und Nachtwey haben eine Nase für Ambiguitäten und sehen das Antiautoritäre im Autoritären. An sich gute Machtskepsis eskaliert ins destruktive Dauer dagegen sein. Antiautoritäres Rebellentum paart sich mit Autoritarismus, denn bei vielen Typen finden sich „zahlreiche Merkmale der autoritären Persönlichkeit“, wie etwa „autoritäre Aggression, Kraftmeierei, Destruktivität, Zynismus, (Verschwörungstheoretische) Projektivität und Aberglaube“.

Diese Eigentümlichkeiten des antiautoritären Autoritarismus haben ihre Quellen in gesellschaftlichen Tendenzen der vergangenen Jahrzehnte: Da ist die Krise der Repräsentation, da ist der Wettbewerb als dominanter Interaktionsmodus, der Kult des Erfolges; weiters der hohe Wert, der Genuss, Selbstverwirklichung und Selbstwert zugeschrieben wird, oder auch das seit den siebziger Jahren regelmäßig analysierte „Zeitalter des Narzissmus“ (Christopher Lasch). Werte wie Besonderheit, Selbstverwirklichung und Ich-Orientierung führen zu Groll, wenn man unter den Ansprüchen gegenüber dem eigenen Lebensvollzug bleibt. Der Narzisst wird schnell wütend, wenn sich nicht alles ausschließlich um ihn dreht. Kurzum: Die autoritäre Persönlichkeit der Gegenwart ist ein Kind ihrer Zeit, nicht der Vergangenheit. Statt Faschismus Fasch-ICH-mus quasi.

Dabei wird ein Widerspruch zwischen Freiheit und Gesellschaft virulent, der natürlich immer schon vorhanden war. Einst richtete sich

der Ruf nach Freiheit gegen die absolutistische Monarchie, feudale Abhängigkeiten, staatliche Zensur, Willkür und Repression. Doch selbst im demokratischen Verfassungsstaat ist der Einzelne nicht gänzlich frei, alles zu tun, wonach ihm gerade ist. Der Widerspruch zwischen individueller Freiheit und bindender gesellschaftlicher Ordnung ist nie ganz aufzulösen. Der „Freiheitsgedanke“, das wusste schon der große Staatsrechtler Hans Kelsen, entspringt einem „staatsfeindlichen Urinstinkt, der das Individuum gegen die Gesellschaft stellt“. Der freie Bürger solle, so ist der Anspruch freier, demokratischer Gesellschaften, nur einem untertan sein, nämlich seinem eigenen Willen.

„Die Querdenker:innen betrachten sich selbst als heroische Figuren in einem Wahrheitskonflikt, als wahrhaft kritische Aufklärer:innen, die unbeirrt für das Gute eintreten und dafür Opfern in Kauf nehmen“, so die Autoren. Wie in der griechischen Konzeption der „Parrhesia“ sehen sie sich als tugendhafte Wahrsprecher, „die persönliche Risiken des Nicht-Verheimlichens“ auf sich nehmen.

Konzeptionen, ohne die die Demokratie nicht auskommt, radikalisieren sie ins Destruktive. Machtkritik überschießt in verallgemeinertes Misstrauen, totale Ablehnung und Verleumdung, Freiheitspathos eskaliert in Rebellion gegen jede Vorgaben, sogar gegen vernünftige, der Wert von Selbstbestimmung in völlige Ichbezogenheit, und der kritische Impuls verkommt zum vollendeten Tunnelblick. Manches am Anti-Eliten-Getue klingt wie die alte linke Systemkritik, nur: mit all ihren Lasten und keiner ihrer Tugenden. Mit so viel Rappelköpfigkeit, so lautet die implizite These, ist kein Staat zu machen, nicht einmal ein faschistischer. Wenn man will, so ist das eine beruhigende Diagnose.

GEKRÄNKTE FREIHEIT
CAROLIN AMLINGER
OLIVER NACHTWEY
ASPEKTE DES
LIBERTÄREN
AUTORITARISMUS

Carolin Amlinger/
Oliver Nachtwey:
„Gekränkte Freiheit.“
Aspekte des libertären Autoritarismus“
Suhrkamp-Verlag,
Berlin 2022,
478 Seiten,
28 Euro

Das Neue ist da, aber noch nicht normal

Der Soziologe Stephan Lessenich nimmt in „Nicht mehr normal“ die gesellschaftlichen Vorstellungen von Normalität unter die Lupe. Norm und Normalität, so lernt man, fallen dabei oft auseinander

Von Ulrike Winkelmann

Viele zuckten zusammen, als die AfD im Bundestagswahlkampf 2021 ihre zentrale Werbeparole verkündete. Denn sie war „leider gut“, wie zum Beispiel Stefan Reinecke in der taz befand. „Deutschland. Aber normal“, hieß das Motto, das im Fernseh-Spot gesetzt wurde, mit dem natürlich gegen alles mobilisiert wurde, wogegen die AfD halt so ist – aber auf der Folie dessen, was immer noch alle quält, ob rechtsradikal oder nicht: die Zumutungen und Unnormalitäten der Coronapandemie. Unter denen, die der AfD zugestanden, dass sie hier einen Punkt klug gesetzt hatte, war auch Stephan Lessenich.

Der Soziologe Lessenich, seit vielen Jahren auf renommierten akademischen Posten, wurde im vergangenen Jahr zum Direktor des Instituts für Sozialforschung in Frankfurt am Main berufen – genau, des Instituts, das mit der „Frankfurter Schule“ Generationen von kritischen Gesellschaftsanalysten geprägt hat.

In seiner ersten Veröffentlichung seit dem Jobwechsel nimmt Lessenich sich den Begriff der Normalität vor, wie er einerseits von AfD und Konsorten dafür missbraucht wird, Ängste und damit Ressentiments zu schüren – und andererseits doch auch zur gesellschaftlichen Selbstverständigung gebraucht wird. „Nicht mehr normal“, das sei das Selbstgefühl der deutschen Gesellschaft, weshalb sie dem Titel gemäß „am Rande des Nervenzusammenbruchs“ siede.

Es war dabei laut Lessenich das Coronavirus, welches den Begriff eines normalen Alltags so erschütterte, dass in den Klüften des all-

gemeinen Verständnisses dessen, was das Leben der meisten Leute zusammenhält, gleich noch die Widersprüche der sonstigen Großereignisse dieser Zeit wiederauf-tauchten, die eigentlich gütlich weggebügelt worden waren, siehe Finanz- und Migrationskrise. Russlands Krieg in der Ukraine hat Lessenich miterfasst, aber erkennbar war seine These schon vorher durchformuliert.

„Im Kern trägt das Gefühl ja nicht“, schreibt Lessenich. „Im Kern spüren es auch all jene, die man keineswegs zum harten Kern der Coronaleugner, Klimaskeptiker oder

„Nicht mehr normal“, das sei das Selbstgefühl der deutschen Gesellschaft, weshalb sie dem Titel gemäß am Rande des Nervenzusammenbruchs siede

Fremdenfeinde zählen würde: Die alte Normalität hat Risse bekommen, sie ist brüchig geworden. An immer mehr Fronten verschieben sich die Grenzen des Sag- und Machbaren, immer mehr Gruppen meinen öffentlich mitreden zu müssen und politisch mitgestalten zu können.“ Das Neue sei schon da, aber eben noch nicht normal – „was Tür und Tor öffnet für unkalkulierbare gesellschaftliche Reaktionen“, darunter die zwischen Hysterie und

Gewaltlust changierenden Angriffe etwa auf den Corona-Experten Christian Drosten.

Sorgfältig arbeitet Lessenich heraus, dass Norm und Normalität durchaus auseinanderfallen – illustriert am schönen Beispiel des Normarbeitsverhältnisses, abgekürzt NAV. Das ist jene tarifgebundene, unbefristete, sozialversicherte Vollzeitarbeit, die in der alten Bundesrepublik vor allem von Männern verrichtet wurde. An dieser Norm richtete sich Jahrzehnte lang ein Großteil der Politik aus. Normalität war dagegen, dass der größere Teil der Bevölkerung, vor allem die meisten Frauen und viele MigrantInnen, ganz anders arbeiteten, „atypisch“ halt. Und Normalität war außerdem, dass alle gemeinsam diese Aufteilung schon in Ordnung fanden – was wiederum die typische Konstruktion von Normalität, von sozialer Akzeptanz ist.

Diese stetige, bisweilen ruppige, insgesamt aber recht geschmeidige Konstruktion von bundesdeutscher Normalität geriet nun laut Lessenich spätestens 2008 mit der Finanzkrise ins Stottern. Diese sei mitsamt ihren Ursachen nie gelöst, sondern ihre nächste Runde bloß aufgeschoben worden – Lessenich folgt hier seinem zuletzt ziemlich abgedrifteten Soziologen-Kollegen Wolfgang Streeck mit dessen 2013 noch gut durchargumentierter These von der „gekauften Zeit“. Wobei Lessenich darauf hinweist, dass nicht nur die Hochvermögenden und SpekulantInnen auch aus der Bewältigung der Finanzkrise noch enormen Profit schlugen. Sondern, dass es auch die „besitzenden Mittelschichten“ sind, nämlich seine Leserschaft und alle anderen, die ebenfalls eine gewinnbringende Verwertung ihres Kapitalbesitzes



anstreben, die als „Täteropfer“ die krisenhafte Dynamik verstärken.

Analog zum Bild der gekauften Zeit beschreibt Lessenich die Migrationspolitik nach dem eindrücklichen Flüchtlingsjahr 2015, als die Republik in kürzester Zeit hunderttausende Menschen aufnahm, als „gekauften Raum“. Denn was die Merkelregierung teils im Alleingang, teils via EU-Institutionen unternahm, war ja ein schlichtes Draufhalten: Mit viel Geld wurde die Türkei überzeugt, ein besseres Aufnahmeland insbesondere für Syrerinnen und Syrer zu sein, und Frontex wurde ausgerüstet, die Migrationsfrage noch im Mittelmeer zu klären oder in die libysche Wüste zu verschieben.

Ein weiteres Kapitel des mehr oder weniger heimlichen Einverständnisses mit einer Politik, die auf existenzielle Probleme nur mit Verschiebung reagiert, ist natürlich die Klimakrise. So klar es ist, dass eine Ökonomie unter Wachstumszwang unsere Lebensgrundlagen vernichtet, so deutlich ist es doch, dass es auch Individuen unendlich schwer fällt zu schrumpfen, weniger zu wollen. Die Ressourcen, die zu vernünftige Natur würden dabei nicht mehr anderswo geklaut, schreibt Lessenich. Der Versuch etwa, Wasserstoff im großen Stil in

Nordafrika für Europa zu gewinnen, sei immerhin ein Fortschritt hin zur „gekauften Natur“.

Der Ukrainekrieg schließlich wirft die Frage auf, was es dieses Mal zu kaufen gibt, damit halbwegs Ruhe ist. Hier hat Lessenich noch kein Stichwort parat. Der pandemische Ausnahmezustand, der uns die Widersprüche des Kapitalismus gleichzeitig hat spüren und doch auch verdrängen lassen – Hauptsache, das Kind ist gesund, lasst mich grad mal mit allem anderen in Ruhe – ließ die Hoffnung auf eine Rückkehr zur Normalität vielleicht noch zu. Danach sieht es nun mit dem Krieg in Osteuropa aktuell nicht mehr aus.

Der „zutiefst irrationalen Rationalität“ der Gesellschaft (kursiv im Original) ist mit Lessenich nur die Kraft der Erkenntnis entgegenzusetzen. „Wir sind aufgefordert, die Macht der Illusion zu brechen – der Illusion, dass wir mit den alten Rezepten weiter, ja auch nur ansatzweise durchkommen könnten.“ Wer darüber hinaus bei Lessenich Lösungen sucht, Auswege, konstruktive Ansätze, Politikvorschläge gar, wird in seinem Buch enttäuscht. Darin steht Lessenich in echter Tradition der Kritischen Theorie. Was immerhin auch eine kleine Form der Normalität ist.

So viel Ordnung war früher nicht: Schlange stehen mit Corona-Abstandsmarkierungen
Foto: Sebastian Wells/Ostkreuz



Stephan Lessenich: „Nicht mehr normal. Gesellschaft am Rande des Nervenzusammenbruchs“. Hanser, München 2022, 158 Seiten, 23 Euro



IST HEUTE DER TAG, AN DEM DU NICHT MEHR LÄNGER WEGGUCKST?

Die taz Genossenschaft feiert ihren 30. Geburtstag.
30 Jahre unabhängiger Journalismus!
30 Jahre Meinungsvielfalt!
30 Jahre Solidarität von heute 22.000 Mitgliedern!

Jetzt ab 500 Euro taz Genoss*in werden.

Noch Fragen? (030) 25 90 22 13 oder geno@taz.de

genossenschaft.taz.de

30
taz Jahre
genossenschaft

taz Verlagsgenossenschaft eG, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin

„Früher glaubte ich noch, dass wir irgendwann Frieden haben“

Der Historiker und Journalist Tom Segev beobachtet und kommentiert seit Jahren die deutsch-israelische Geschichte. Im taz-Gespräch spricht er über seine Autobiografie, das Aufwachsen unter Deutschen in Israel und den Palästinakonflikt

Interview Till Schmidt

taz: Herr Segev, Sie wurden 1945 in Jerusalem als Kind deutscher Eltern geboren, die 1935 nicht aus zionistischer Überzeugung, sondern aus Mangel an Alternativen nach Palästina geflohen sind. Welche Rolle spielte Deutschland in Ihrer Kindheit und Jugend?

Tom Segev: Zu Hause sprachen wir Deutsch, das war meine erste Sprache. Meine Mutter vermittelte mir und meiner Schwester immer den Eindruck, dass sie eine bessere Welt verloren hatte – in Deutschland, in Europa. Weil meine Mutter nicht jüdisch war, äußerte sich bei ihr dieses Gefühl in Israel besonders stark. Hebräisch hatte sie nie gelernt. Meine Artikel konnte sie daher nie lesen, meine Bücher nur in der deutschen Übersetzung.

Ihren Geburtsnamen, Thomas Schwerin, legten Sie als junger Mann ab. Warum?

Ich war es leid, als fremd zu gelten. Mit diesem Namen wäre ich in Israel nicht weit gekommen. Zunächst nannten mich meine Eltern aber tatsächlich „Tito“. Nun gut, sie waren halt überzeugte Kommunisten (*lacht*). Ich selbst wählte dann „Tom“; Israel war ja damals schon stark von den USA geprägt. Als junger Journalist wollte ich dann einen hebräischen Nachnamen. Bei „Segev“ war mir vor allem wichtig, dass der Name in jeder Sprache leicht auszusprechen ist.

Wie verlieben dann ihre ersten Reisen nach Deutschland?

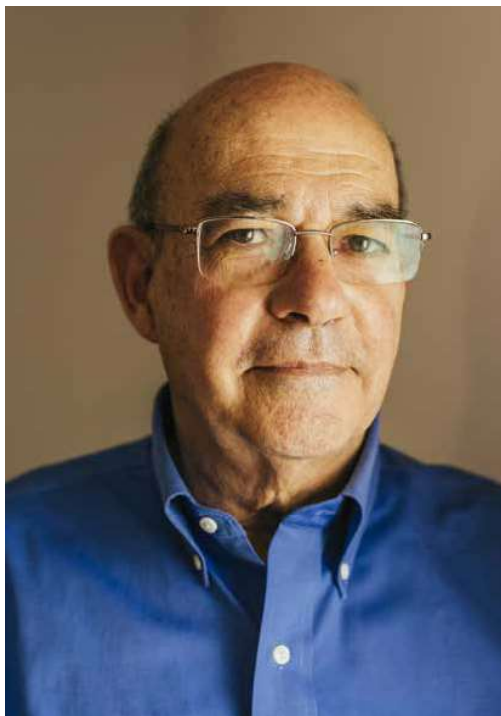
Ich sprach ausschließlich Englisch. Deutsch, das erschien mir zu intim, ich war ja schließlich nicht zu Hause, in Jerusalem. Bei den ersten Aufenthalten in Deutschland hatte ich stets das Gefühl, alle Menschen dort würden meine Mutter kennen. Sehr schnell interessierte mich der Umgang der Deutschen mit ihrer nationalsozialistischen Vergangenheit. Nicht nur als Wissenschaftler für meine Doktorarbeit zu früheren KZ-Kommandanten, sondern auch als Deutschland-Korrespondent für eine israelische Zeitung. Für *Ma'ariv* traf ich zum Beispiel Albert Speer.

Wie war das für Sie?

Merkwürdig. Schon bei den ehemaligen KZ-Kommandanten musste ich lernen, gut zuzuhören, und ihnen den Eindruck vermitteln, dass ich ihrer Erzählung Glauben schenkte. Speer verhielt sich sehr professionell, er war gut vorbereitet. Schon Hitler hatte seine Hand geschüttelt, dachte ich bei unserer Begrüßung sofort. Auch bei Speer konnte ich mich von meinem Notizbuch schützen lassen. Während solcher Interviews habe ich immer versucht, mich als Storyteller zu begreifen – nicht aber als Teil der Story.

Wie erlebten Sie ihre Zeit als Korrespondent in Deutschland?

Mein Chefredakteur machte mir klar, er möchte Geschichten über Nazis, lebende Juden sowie über palästinensischen Terror. Kommt alles zusammen, lande ich auf Seite eins. Das war, pointiert formuliert, die Logik. Von den Deutschen wurde ich damals weniger als Jour-



Der Historiker und Autor Tom Segev Foto: Jonas Opperskalski/laif

nalist wahrgenommen, sondern vor allem als Israeli und als Jude. So habe ich mich aber auch selbst verstanden. Denn es lag ja auch auf der Hand, sich bei jeder Person zu fragen: Was hat er oder sie in der Nazi-Zeit gemacht?

Was ist Ihnen dabei besonders im Gedächtnis geblieben?

Deutsche haben uns israelischen Journalisten häufig erzählt, sie hätten Juden gerettet. Unter uns witzelten wir dann zynisch: Demnach hätte es in Deutschland früher 60 Millionen Juden geben müssen!

In Israel sind Sie unter deutschen Juden aufgewachsen. Hat das Ihren Blick auf das Land geprägt?

Auf meinem elitären Gymnasium bereitete man uns darauf vor, die damalige aschenkanische Elite fortzuführen, etwa als Universitätsprofessoren. Erst während des Militärdienstes habe ich auch das Leben und die Erfahrungen von mizrahnischen Israelis kennengelernt, also jenen Juden, die aus dem Nahen Osten, Asien und Afrika stammen. Wir wurde klar, was für ein buntes Mosaik die israelische Gesellschaft doch ist. Sie ist sogar noch komplexer, als es eine feinsäuberliche Teilung zwischen Askenasim und Mizrahim nahehelegt.

Können Sie sich auch an Begegnungen mit Arabern erinnern?

Nein – aber sehr wohl daran, dass unser Haus in Jerusalem zuvor einer griechisch-palästinensischen Familie gehört hatte. Erst nach dem

Sechstagekrieg 1967 und der anschließenden Besatzung wurden die Araber stärker Teil unseres Alltags. In meinen Memoiren schildere ich auch meine Begegnung mit Yusuf Obdachlos, ohne israelische Papiere traf ich ihn eines Tages in meinem Treppenhause. Durch ihn habe ich in den darauffolgenden zwanzig Jahren mehr verstanden von der palästinensischen Tragödie, von unserer gemeinsamen Tragödie als durch Bücher und Dokumente.

In Ihrem Buch erzählen Sie auch die Geschichte von Itayu Abera, der Mitte der 1980er als Kind aus Äthiopien nach Israel immigriert ist. Was wussten Sie zuvor über die Beta Israel, die Gemeinschaft äthiopischer Juden?

Kaum etwas. Ich erinnere mich vor allem an ein faszinierendes Kinderbuch, in dem das Leben eines jüdischen Jungen aus Addis Abeba geschildert wird, der nach Tel Aviv kommt. Über Itayu habe ich jahrelang als Journalist geschrieben. Nach mehreren Jahren haben wir beide gemerkt: Wir sind doch wie Vater und Sohn. Inzwischen bin ich sogar „Opa Tommy“. Itayu arbeitet als Ingenieur bei einer sehr angesehenen Raumfahrtfirma. Er ist daran beteiligt, eine israelische Rakete auf den Mond zu schießen. Was für eine Geschichte! Aber auch Teil meines eigenen Lebens, Ursprung von viel Glück.

Was war Ihre größte Herausforderung als Journalist und Buchautor?

Oft habe ich über Dinge geschrieben, die nicht übereinstimmen mit den damaligen zionistischen Mythen. Erst ab den 80ern gab es Zugang zu Dokumenten aus dem israelischen Staatsarchiv, später dann auch aus dem Militärarchiv. Ich kann mich lebhaft erinnern an das Gefühl: Wow, so haben wir es damals in der Schule aber nicht gelernt. Das bezog sich etwa darauf, dass Israel nicht immer alles getan hat für Frieden mit den Arabern; dass nicht alle Kriege unvermeidlich waren; dass wir aus den arabischen Ländern eingewanderte Juden wesentlich diskriminiert haben; und dass mindestens die Hälfte der arabischen Bevölkerung im Zuge des 1948er-Krieges vertrieben wurde. Bis heute ist das vielleicht unser sensibelstes Thema. Es ist mir wichtig zu betonen, dass es mir nicht um die Frage geht, wer schuld ist an der palästinensischen Tragödie. Das ist eine sehr komplexe Frage. Aber wir Israelis tragen einen Teil der Verantwortung.

Wegen dieser kritischen Haltung werden Sie in Israel den sogenannten Neuen Historikern zugerechnet.

So unterschiedlich die darunter gefassten Forscher auch sein mögen – für mich sind das eigentlich die ersten Historiker.

Warum?

Weil sie israelische Geschichte anhand von wichtigen, zuvor aber nicht zugänglichen Dokumenten analysiert haben; und weil sie die Ereignisse und Entwicklungen nicht als am analysierten Geschehen selbst Beteiligte mythologisiert und ideologisiert haben. Aus der damaligen Zeit heraus kann ich diesen Zugang nachvollziehen. Ich selbst aber gehöre zu einer jüngeren Generation, die den Drang verspürte, die nun zugänglichen Dokumente auch zu analysieren – als Historiker und ohne politische Motive.

Sie sind drei Jahre älter als der Staat Israel. Im nächsten Jahr existiert er seit 75 Jahren.

Israel ist eine der beeindruckendsten Erfolgsgeschichten. Dennoch bin ich heute viel pessimistischer als früher. Vor Jahrzehnten hätte ich noch verkündet, dass wir irgendwann Frieden haben, alles vergessen ist. Bei meiner Arbeit für die Ben-Gurion-Biografie stieß ich auf ein Dokument von 1919. Darin meinte er, der Konflikt zwischen Juden und Arabern in Palästina sei nicht zu lösen, sondern nur zu managen. Daher müssen wir so stark werden, dass die Araber die Idee unserer Vernichtung aufgeben. Bei Ägypten, Jordanien oder kürzlich bei den Emiraten hat das funktioniert. Wie man aber das Problem zwischen Israelis und Palästinensern lösen kann – ich weiß es einfach nicht. Die systematische Unterdrückung und Verletzung der Menschenrechte der Palästinenser durch die israelische Besatzung macht das Problem immer komplizierter.



Tom Segev: „Jerusalem Ecke Berlin. Erinnerungen“. Siedler Verlag, München 2022, 416 Seiten, 32 Euro

Tom Segev ist 1945 in Jerusalem geboren. Er studierte Geschichte und Politikwissenschaften in Jerusalem und Boston, arbeitete später als Journalist, unter anderem als Deutschland-Korrespondent der israelischen Tageszeitung *Ma'ariv*. Bekannt wurde Segev mit seinem Buch „Die siebte Million. Der Holocaust und Israels Politik der Erinnerung“ 1995.

Brücken bauen bis zu Cum-Ex

Der Bankier Eric Warburg prägte die transatlantische Nachkriegspolitik

Eric Warburg wirkt wie eine typische Randgestalt der Geschichte, die insbesondere in der ereignisreichen Nachkriegszeit leicht aus dem Blickfeld geraten kann. Schenkt man jedoch dem Buch von Jeanette Erazo Heufelder „Alle Guten gehören zu uns!“ Glauben, war Warburg maßgeblich daran beteiligt, die arg beschrittenen Beziehungen zwischen den USA und der BRD neu zu knüpfen. Als jüdischer Bankier verhalf er der 1978 gegründeten Bank M.M. Warburg über die NS-Zeit hinweg zu Bedeutung und rettete als Neffe des berühmten Kunsthistorikers Aby Warburg dessen Bibliothek vor den feuerwunden Nationalsozialisten. Der 1900 in Hamburg geborene Warburg selbst verließ Nazi-Deutschland erst kurz vor knapp. Zusammen mit seinem Vater ermöglichte er deutschen Jüd:innen eine geordnete Flucht, finanzierte Kindertransporte und emigrierte erst 1938 nach New York.

Gewissenhaftigkeit scheint sein Leitstern gewesen zu sein, so erfährt man bei Heufelder, die klare Sympathien für Warburg hegt. Die führt mitunter zu interessanten Schlussfolgerungen: Eric, der als junger Mann gern Karrierewege abseits der vorgesehenen Bankierslaufbahn bestritten hätte, habe sich nicht aus Konfliktscheue gefügt, sondern war, Heufelder zufolge, schlicht „zu uneitel, um an sich irgendeine so außergewöhnliche Begabung festzustellen, die es gerechtfertigt hätte, seinen Vater zu enttäuschen“.

Warburgs Pflichtgefühl galt jedoch nicht nur der Familie, sondern auch seinem neuen Land. Als Freiwilliger bei der US-Armee verhierte er dutzende Kriegsgefangene, darunter Hermann Göring. Rachegelüste scheinen ihm jedoch fremd oder schlicht mit seinem pragmatischen Liberalismus unvereinbar gewesen zu sein. Der Bankier engagierte sich nach dem Krieg als Energischste für den Ausbau transatlantischer Beziehungen. Es war Eric Warburg, der darauf insistierte, Industrieanlagen in Deutschland zu erhalten, und gemäß Heufelder die tief in der NS-Kriegswirtschaft verwurzelten Reichswerke Hermann Göring als Salzgeber AG vor der kompletten Demontage bewahrte.

Den personellen Verstrickungen Warburgs und seines Umfelds zu folgen ist dabei oft mühsam, die Ausführungen zum eigentlich spannenden Konnex von Geopolitik und transatlantischer Ökonomie geraten mitunter zur trockenen Angelegenheit. Dabei könnte die Biografie des 1990 verstorbenen Warburg aktueller nicht sein. So lebt nicht nur die transatlantische Freundschaft seit Beginn des Ukrainekriegs wieder auf, auch die Warburg-Bank ist aus ihrem Bankenschatz im Licht der Öffentlichkeit getreten. Eric Sohn Max steht im Mittelpunkt des größten Steuerbetrugs in der deutschen Geschichte: Allein aus Cum-Ex-Geschäften müsste die Bank eigentlich 47 Millionen Euro zurückzahlen. Hamburg unter dem erinnerungsschwachen Bürgermeister Olaf Scholz war jedoch das einzige Bundesland, das keine Rückforderung gestellt hatte.

Julia Hubernagel



Jeanette Erazo Heufelder: „Alle Guten gehören zu uns! Die vielen Leben des Eric Warburg“. Berenberg, Berlin 2022, 272 Seiten, 25 Euro

Chronik des Sterbens

1946 geborgen aus dem Keller des zerstörten Ghettos, jetzt endlich auf Deutsch erschienen: Rachela Auerbachs Schriften aus dem Warschauer Ghetto vermitteln das grausame Bild von Hunger und Tod

Von Klaus Hillenbrand

Augenzeugenberichte von Verfolgten, zumal im Moment des Erlebten verfasst, vermitteln ein authentisches Bild des großen Menschenabschlachtens während der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Manche sind nicht frei von historischen Irrtümern, andere nur schwer verständlich. Wieder andere, wie etwa Anne Franks berühmtes Tagebuch, beschreiben nicht nur die furchtbare Situation, in der sich die Protagonistin befindet, sondern reflektieren die eigenen Vorstellungen, Wünsche und Träume – und sind damit ein bedeutendes Stück Literatur.

Mehr als 75 Jahre mussten vergehen, bis ein herausragender Text einer intellektuell reflektierenden Überlebenden endlich im Deutschen vorliegt. Es handelt sich um Rachela Auerbachs Tagebuch aus dem Warschauer Ghetto, das jetzt zusammen mit einigen weiteren Texten unter dem Titel „Schriften aus dem Warschauer Ghetto“ veröffentlicht worden ist.

Auerbach stand in den 40ern ihres Lebens, als die Nazis sie in das größte der jüdischen Ghettos im besetzten Osteuropa zwangen. Sie leitete dort zeitweise eine Suppenküche und kam in Kontakt mit dem polnischen Historiker Emanuel Ringelblum, der alles daransetzte, Zeugnis vom alltäglichen Leben und dem ebenso alltäglichen Tod, der Unterdrückung und des Hungers im Ghetto zu hinterlassen. Vom 4. August 1941 an führte Rachela Auerbach auf Wunsch Ringelblums ihr Tagebuch – bis zu den Deportationen nach Treblinka ein Jahr später.

Es ist eine schwer erträgliche Lektüre. Denn Auerbach spart keine Grausamkeit aus. Sie berichtet davon, wie kleine Jungs Lebensnotwendiges von der anderen, christlichen Seite ins Ghetto schmuggelten und dabei nicht selten erwischt und getötet wurden. Sie erzählt von den deutschen Wachposten, unter denen es einem mit dem Spitznamen „Frankenstein“ Vergnügen bereitet, Menschen aus nichtigem oder gar keinem Anlass zu erschießen, von

den Razzien, den Massengräbern, den Leichen in den Straßen, den toten Kindern, irre gewordenen Menschen. Auerbach schreibt über die jüdische Selbstorganisation, von der jüdischen Polizei und über ihre Suppenküche. Und über den Hunger und das Sterben. Vor allem über den Hunger und das Sterben.

Zuerst werden die Menschen immer schmäler, „abgemagert bis zur äußersten Grenze, an der der Körperumfang durch Schwellungen wieder zunimmt.“ Dann, in den letzten Tagen, fallen sie in sich zusammen und werden apathisch. Und sterben. Auerbach beobachtet diesen Prozess an ihren Klienten. Sie kann nicht viel unternehmen, höchstens eine zusätzliche Portion dünne Suppe ausgeben. Aber das reicht nicht.

Da ist Abraham Braxmeier, ein athletisch gebauter Sportler aus Karlsbad, der im KZ Dachau eingesperrt hatte und einer derjenigen ist, die Rachela Auerbach sich geschworen hat durchzubringen. Seine Schwellungen nehmen zu, er bekommt „Baby-Patschhändchen“

Wer als Erwachsener das Lesen über sich bringt, der erfährt mehr über das Warschauer Ghetto, als es Historiker des 21. Jahrhunderts zu vermitteln wissen

und kann sich nicht mehr zur Essensausgabe schleppen. Aber er kann immer noch klar denken. Mit „danke verbindlichst, danke vielmals“, so schreibt Auerbach, habe Braxmeier immer das Essen in Empfang genommen, als er noch gehen konnte.

Im August 1941 ist Abraham Braxmeier gestorben, und der Versuch, ihm als einem der wenigen wenigstens eine nur halbwegs würdige Grabstelle zu geben, endet im Leichenhaus zwischen aufgestapelten Körpern, denn es fehlt da eine Registriernummer. Braxmeiers Leiche ist unauffindbar zwischen all den Verstorbenen, der so in einem Massengrab endet.

Die Lektüre von Rachela Auerbachs Tagebuch sei Kindern, etwa im Schulunterricht, nicht empfohlen. Aber wer als Erwachsener das Lesen über sich bringt, der erfährt mehr über das Warschauer Ghetto, als es Historiker des 21. Jahrhunderts zu vermitteln wissen.

Karolina Szymaniak hat dazu eine kluge Einleitung über das Leben der 1976 in Tel Aviv verstorbenen Rachela Auerbach geschrieben, aus der auch hervorgeht, wie die Papiere Holocaust und Krieg überdauern: Sie waren Teil des berühmten Ringelblum-Archivs, das, verborgen in Metallkisten, 1946 aus einem Keller des zerstörten Ghettos geborgen werden konnte.

Auerbach beschreibt, wie selbst kleine Jungs, die Lebensmittel ins Ghetto schmuggelten, deswegen getötet wurden
Foto: CAF/picture alliance



Rachela Auerbach: „Schriften aus dem Warschauer Ghetto“. Bearbeitet von Karolina Szymaniak, aus dem Polnischen von Sandra Ewers. Metropol-Verlag, Berlin 2022, 198 Seiten, 24 Euro.

UNSERE WELT

...TRENNEN WELTEN

Ungleiche Welt

Das neue Infografik-Wunder aus der beliebten Atlas-Serie von *Le Monde diplomatique* ist da. In sechs Kapiteln – über die Klimakrise, ungelöste Konflikte, Finanzen, Ressourcenverbrauch, Gesundheitspolitiken und Ernährung – schaut der neue *Atlas der Globalisierung* auf unsere ungleiche Welt.

Mit über 300 neuen Karten und Infografiken von Adolf Buitenhuis. Und Digital-Fans können sich über eine Neuerung freuen: Jede Karte und jede Infografik lässt sich einzeln herunterladen.

LE MONDE diplomatique

ATLAS der GLOBALISIERUNG

Ungleiche Welt



Jetzt bestellen

22 €, broschiert, mit mehr als 300 neuen Karten und Infografiken
shop@taz.de • T. (030) 25 90 21 38
monde-diplomatique.de/atlas

Unausgesprochen einvernehmlich

Ist Tierliebe pathologisch oder eine eigene sexuelle Orientierung? Die Autorin Chihiro Hamano unternimmt Feldforschungsreisen ins Deutschland der Zoophilen



Von Astrid Kaminski

Was ist richtiger Sex, was ist falscher? Diese Frage wird je nach kultureller Tradition unterschiedlich beantwortet. Was jedoch für so gut wie jede Gesellschaft gilt, ist das Tabu der Sexualität zwischen Menschen und Tieren. Dieses Tabu hinterfragt nun die in Japan lebende Autorin und Kulturanthropologin Chihiro Hamano in ihrem Feldforschungsbuch „Saint Zoo“, in dem sie das Gespräch mit Menschen, die Tiere (sexuell) lieben, sucht.

Die Themenstellung führt sie zu einer, wie sie schreibt, weltweit einmaligen Gruppierung von Anhängern sexueller Liebe mit Tieren, und damit nach Deutschland. Hier stößt die Autorin auf den Verein Zeta, kurz für „Zoophiles Engagement für Toleranz und Aufklärung“. Anhand von Gesprächen mit Vereinsmitgliedern und deren Umfeld, die sie nach Möglichkeit jeweils mehrere Tage lang in ihrem Alltag begleitet, nähert sie sich ihrem Thema über eine persönliche Brücke: Sie möchte ihr eigenes, von extremer Gewalterfahrung geprägtes Verhältnis zu Liebe und Sexualität, Macht und Ohnmacht überdenken. Dazu beginnt sie, nach vielfachen Bewältigungsversuchen, ein Masterstudium. Das konkrete Thema Zoophilie, Tierliebe, war ein Vorschlag ihres Professors.

Ein ausdifferenziertes Verhältnis, was darunter zu verstehen ist, hatte weder sie selbst noch fand sie es in ihrer Umgebung. Dieses Nichteinordnenkönnen machte es für die Autorin umso interessanter. Nicht selten traf sie zum Begriff Zoophilie zunächst auf Assoziatio-

nen wie „von Männern sexuell missbrauchte Tiere, in die Penisse hineingesteckt wurden“. Gerade auch im Umfeld von Tierschutzorganisationen schlugen ihr drastische Reaktionen entgegen.

Haustieren, das heißt, den oftmals nächsten Gefährten des Menschen, wird Sexualität generell eher abgesprochen, sie werden, wie die Autorin treffend beschreibt, eher als „Kinder“ gehalten. Wohl daher reiht sich, so vermutet sie, in die Reihe der Negativassoziationen nicht selten jene über eine Verbindung zwischen Pädophilie und Zoophilie ein. Die Psychiatrie zähle sexuelle Tierliebe dann auch zur Kategorie „Paraphilie“, worunter „abnormale sexuelle Liebe“ und „sexuelle Perversion“ zu verstehen seien.

Andererseits wird – im Zusammenhang von Versuchen einer weniger anthropozentrischen Weltauffassung – immer öfter die Gleichwertigkeit von Tieren betont, sowie, im zoophilen wie auch im queeren Kontext, vermehrt von Tieren als „Partner:innen“ gesprochen. Im Sinn dieser Tendenz findet Chihiro Hamano Rückenwind im Bereich psychologisch-sexualwissenschaftlicher Studien, wo davon ausgegangen werde, dass Zoophilie eine sexuelle Orientierung darstelle und daher „irgendwie differenzierter behandelt“ werden müsse.

Durch die Gespräche mit deutschen Zoophilen aus dem Umkreis von Zeta, kurz Zoos genannt, nähert sie sich vorwiegend hoch reflektierten Befürworter:innen der Sexualität mit Tieren. Unter ihnen gibt es, in Bezug auf das Geschlecht des Tieres, hetero-, homo- oder bisexuelle Praktizierende sowie, in Bezug auf Penetration, passive oder

aktive. Zur Deutlichkeit: Wer ausschließlich auf sexuelle Bedürfnisse des Tieres reagiert und sich unter Umständen von diesem beschlafen lässt, ist passiv. Unter jenen, die Hamano Einblicke gewähren, bilden sie die Mehrheit. Sexualpartner sind in den meisten Fällen Hunde, da es im Sinn einer Gleichwertigkeit und Reziprozität der partnerschaftlichen Bedürfnisse auch auf Größenverhältnisse ankommt. Auf die Frage, wie ein Wissen über den Willen des Tieres, auch im Hinblick auf den Mangel an

Für die Zeta-Zoophilen steht Liebe an erster Stelle, manche sind sexuell sogar abstinente, da ihre Partner:innen keine eindeutigen Signale senden

klärender Sprachlichkeit, vorausgesetzt werden kann, erhält die Autorin unter anderem die Antwort: „Ich frage mich eigentlich eher, warum die meisten Menschen das nicht wissen. Sie erkennen doch auch, ob das Tier Durst hat, etwas zu essen braucht oder spielen möchte. Warum wissen sie dann nichts über dessen sexuelle Bedürfnisse?“

Für die Zoos steht Liebe an erster Stelle, manche sind sexuell so-

gar abstinente, da ihre Partner:innen keine (eindeutigen) Signale senden. Aufgrund dieser Sensibilität werden sie von einem Aussteiger daher als „Saint Zoo“ bezeichnet. Unter den über dieses Umfeld hinaus Sex mit Tieren Praktizierenden hat die Autorin nur wenig recherchiert und aufgrund von Macht- und Unterdrückungsfantasien oft keinen weiteren Kontakt gesucht. Das tut dem Thema insofern keinen Abbruch, als es letztlich weniger die Gewaltfrage selbst ist, die sie interessiert, als vielmehr die Frage des Outings: Bei den Zoos fand sie selbst den Mut, über sexuelle Bedürfnisse und Erfahrungen zu sprechen.

Große essayistische Literatur ist dabei nicht entstanden. Eher eine Fusion aus einer Masterarbeit mit essayistischen und journalistischen Elementen, Erfahrungsbericht im Bloggen und Protokoll – durchsetzt mit einer großzügigen Prise sprachlicher Floskeln, die nicht zum differenzierten Blick der Autorin passen. Dennoch erweitert dieses um Ehrlichkeit bemühte Freestyle-Werk die Perspektive auf sein Thema nicht nur unter ethischen Gesichtspunkten.

Es stellt auch die Frage nach sexueller Selbstbestimmung und an Sprachlichkeit gebundene Einvernehmlichkeit (die zum Beispiel auch bei bestimmten Behinderungen nicht vorausgesetzt werden kann) neu und ergänzt Diskurse wie jene um interspezifische Kommunikation, die unter anderem auch für die „Rechte der Natur“-Bewegung zentral steht. Und nicht zuletzt schafft Hamano ein interessantes Deutschlandbild zwischen FKK, Reichstierschutzgesetz, Knödelkulinär und Widerstand gegen sexuelle Normativität.

Schuld und Strafe in Molussien

Wiederauflage: Der Intellektuelle Günther Anders war ein Meister der Fabel



Günther Anders: „Der Blick vom Turm. Fabeln“. C. H. Beck, München 2022, 159 Seiten, 18 Euro

Fabeln gehen zurück auf den legendären griechischen Autor Äsop, von dessen Leben außer seinem Werk nichts überliefert ist. Sie sind ein hybrides literarisches Genre zwischen Philosophie und Literatur in erklärter pädagogisch-didaktischer Absicht. Der Intellektuelle, Literat und Philosoph Günther Anders (1902 bis 1992) geboren wurde, pflegte dieses Genre neben seinen philosophischen politischen, zeit- und medienkritischen Schriften, aus denen die zweibändige Kritik des Atomzeitalters unter dem Titel „Die Antiquiertheit des Menschen“ (1956/80) herausragt. Anders' Sammlung von rund 100 Fabeln, die zwischen 1931 und 1968 entstanden sind, erschien zuerst 1984 und wurde nun erneut zugänglich gemacht vom Verlag C. H. Beck.

Das zwischen erzählender Prosa und philosophischer Reflexion changierende Genre der Fabel hat Anders zu unbestreitbarer Meisterschaft entwickelt, mit der er Dialoge, Sentenzen, Anekdoten und Aphorismen verbindet. Einige spielen in dem fiktiven Land Molussien, das Anders erfunden hat, um Zustände und Ereignisse im Deutschland Hitlers zu glossieren. Sie sind literarisch verpackte Aufklärung und offene Faschismuskritik – etwa in dem Stück „Das Mikroskop“, das von einer Gesellschaft handelt, in der alle Einwohner unter einer Krankheit leiden, die jedoch alle verleugnen bis auf einen Forscher, der sich vergeblich um Aufklärung bemüht gegen eine Front von Dunkelmännern. Eine andere Fabel dreht sich um das Buhlen der Schwestern „Strafe“ und

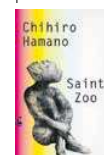
Die Fabeln sind literarisch verpackte Aufklärung und offene Faschismuskritik

„Schuld“ um das Erstgeburtsrecht beim blinden Schöpfergott Zoa, wobei sich die Strafe zunächst durchsetzt, worauf sich die molussischen Theologen auf die astreine moralische Devise einigen: „Die Schuld folgt der Strafe auf dem Fuße“ – mit der trostreichen Pointe: „Heute (1945!) leben die zwei Schwestern in schönster Eintracht.“

Fabeln leben von überraschend verrückten Dimensionen und plötzlichen Perspektivwechseln, die das Vertraute unvertraut und das Unsichtbare sichtbar oder das Große klein und das Kleine groß machen, verfremden. Das fiktive Einstellungsgespräch eines Zeitungsredakteurs mit dem Philosophen Zeno etwa dreht sich um die Frage, „ob es wirklich genügt, so wenig zu wissen und so wenig Maßstäbe zu haben, wie man haben muss, um in ihrem Blatte eine Dichtung zu kritisieren; und so wenig Skrupel zu kennen, wie man bei ihnen kennen muss, um einem Mitbürger die Ehre abzuschneiden.“

Rudolf Walther

Der Hirtengott Pan, hier aus Marmor und mit Ziegen
Foto: Mondadori Portfolio/Hulton Fine Art Collection/Getty Images



Chihiro Hamano: „Saint Zoo“. Matthes & Seitz, Berlin 2022, 220 Seiten, 25 Euro

Das Wort für Krieg

Zwischen Verzweiflung, Kampfeswillen und Kriegstagebuch: Die ukrainische Literaturszene sucht nach einer Sprache, um Unbeschreibliches auszudrücken

Von Jens Uthoff

Mannschoch:
eine in der Ost-
ukraine gelande-
te russische
Rakete
Foto: Yasuyoshi
Chiba/afp/Getty
Images



Am 16. März 2022 um 20.16 Uhr notiert Arkadi Babtschenko in seinem Tagebuch: „Krankenhaus Mariupol. Das muss die ganze Welt sehen. Das muss die ganze Welt sehen.“ Etwa drei Wochen später, am 2. April, 12.55 Uhr, findet der russische Autor und Journalist für den Tod des berühmten ukrainischen Fotografen Maks Lewin knappe, präzise Worte: „Maksym Lewin ist gefunden worden. Tot. Splitterwunden am Kopf. Schweinehunde. Ich hasse sie.“ Es ist eine Stakkato-Sprache, fast eine Stammsprache, in der er das das Grauen in Worte fasst. Babtschenko kennt den Krieg, er kämpfte selbst als russischer Soldat im Ersten und Zweiten Tschetschenienkrieg. Heute lebt er als Kremlkritiker im Exil und verachtet das imperiale Russland.

Das notatartige Erzählen ist nach dem 24. Februar eine typische Form des Erzählens geworden. Für den wohl berühmtesten ukrainischen Autor, Serhij Zhadan, ist die Zeit für das literarische Schreiben über den Krieg bis heute noch nicht gekommen. Bereits Anfang April postet er den Appell: „Lasst uns daher für den Sieg arbeiten, die Streitkräfte der Ukraine unterstützen. Alles andere später. Jetzt nichts als Widerstand, Kampf und gegenseitige Unterstützung. Es gibt keine Worte. Einfach keine.“ Zhadan unterstützt die Frontsoldaten selbst mit Hilfslieferungen. Er führt Kriegstagebuch auf Facebook, als Kriegspartei.

Auch die berühmte ukrainische Autorin Oksana Sabuschko hat einen langen Essay geschrie-

ben, der am 23. Februar einsetzt. An dem Tag wollte sie eigentlich nur für eine zweitägige Lese-reise nach Polen fliegen – dann kamen die Bomben, Sabuschko musste im Ausland bleiben. Für sie ist es die Literatur – und nur die Literatur –, die in der Lage ist, die Zäsur zu beschreiben, die die Zeitenwende für die kollektive Psyche bedeutet. „Für die Veränderungen im Massenbewusstsein, die am schwierigsten nachzuverfolgen sind, findet die Soziologie nicht das richtige Instrumentarium“, schreibt sie. Auch die Politikwissenschaft sei dazu nicht geeignet. „So bleibt nur die Literatur als einzig geeignetes Werkzeug zu ihrer Fixierung.“

Der russische Angriffskrieg dominiert – neben Klimathe-men – den politischen Bücherherbst, es erscheinen dieser Tage eine ganze Reihe von Tagebüchern und Journalver-öffentlichungen von ukraini-schen Autor:innen oder russi-schen Dissident:innen. Die gesammelten Texte von Arkadi Babtschenko sind in seinem Tagebuch „Im Rausch. Russlands Krieg“ (das schon 2014 einsetzt) nachzulesen, Serhij Zhadans Facebook-Posts und -Fotos er-scheinen dieser Tage gedruckt („Der Himmel über Charkiw“), und Oksana Sabuschkos histo-rischer Essay wurde kürzlich un-ter dem Titel „Die letzte Buch-tour“ veröffentlicht.

Sie alle sind prominente Stimmen. Babtschenko war Journalist der *Nowaja Gaset*a und hat mehrere Bücher über das Kriegsgeschehen und -er-leben geschrieben. Der ein-stige Frontsoldat ging 2017 ins Exil, zunächst nach Prag, dann nach Kiew, wo er auch heute

nach lebt. Oksana Sabuschko ist mit dem Buch „Feldstudien über ukrainischen Sex“ (2007) bekannt geworden und hat sich bereits in vorherigen Bü-chern mit dem ukrainisch-rus-sischen Verhältnis auseinander-gesetzt. Serhij Zhadan, dies-jähriger Träger des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels, hat als Autor in Deutschland schon lange viele Fans, schrieb Bücher wie „Depeche Mode“ (2007) und „Hymne der demokratischen Ju-gend“ (2011).

Das anfängliche Suchen nach einer Sprache für den rus-sischen Terror verbindet diese drei Bücher, andere Parallelen sind die Wut und die Polemik. Dennoch finden alle drei zu ei-ner sehr unterschiedlichen Er-zählweise: Babtschenko flucht und tobt in seinen Notizen,

Die heutige russische Taktik sei eins zu eins in KGB-Handbüchern nachzulesen

klagt das russische Regime an. Sabuschko erklärt, wie der Uka-raine ihre Identität, ihre Spra-che, ihre Kultur abgesprochen wurde, Serhij Zhadan führt fast eine Art Aktivistentagebuch.

Geschichtlich lernt man am meisten bei Sabuschko, die Au-torin erzählt von den Kontinui-täten zwischen dem Stalin- und dem Putinstaat, sie zeigt auf, wie die heutige russische Tak-tik eins zu eins in KGB-Hand-büchern aus den 1960er Jah-ren nachzulesen ist. Über die

russische Gesellschaft schreibt sie, dass „Russland nie einen ‚dritten Stand‘ freier Bürger hatte, während die Ukraine die Selbstverwaltung ihrer Städte bis ins 19. Jahrhundert verteidigte, selbst als sie Teil des Rus-sischen Reiches war“. In der post-sowjetischen Ukraine habe sich eine Zivilgesellschaft gebildet, die sich jetzt eben als so wider-ständig und widerstandsfähig erweise. Über die Kultur und das Selbstbild Russlands spottet Sa-buschko: Zu keinem Zeitpunkt habe es sich dabei um eine ei-gene Kultur gehandelt, die Iden-titätsformel zu Zeiten des Rus-sischen Reiches sei „Orthodoxie, Autokratie, Volk“ gewesen (im Gegensatz zum französischen „liberté, égalité, fraternité“). In-teressant auch Anekdoten am Rand wie jene, dass Sabuschko 2014 bei einer Veranstaltung in Berlin Putin mit Hitler verglich und ihr daraufhin das Mikrofon abgedreht wurde.

Wo Sabuschko spottet, auch über den Westen, da ist Ba-btschenko eher zynisch, vul-gär, zornig. Der Titel „Im Rausch“ ergibt auch deshalb Sinn, weil sich der Autor zum Teil rauschhaft in den Wahn-sinn schreibt, zu den Ereignis-sen von Butscha hält er fest: „Ge-rüchte, ich sei unter den Toten von Butscha. Wie soll man über so ein Gemetzel keine Witze ma-chen. A-ha-ha, ein halbes Tau-send Menschen an den Brun-nen zusammengeschossen, köstlich! Lasst uns mal ordent-lich ablachen.“ Es gibt mehrere dieser Passagen, an denen deut-lich wird, dass für ihn jede be-richtende, nüchterne Sprache versagen muss im Angesicht der Barbarei. Er hält die heu-tige russische Gesellschaft für

rückständig, kaum reformier-bar, größtenteils gehirngewa-schen: „Ein ganzes Land voll ag-gressiver, grausamer, zurück-gebliebener Minderjähriger. Ein Land, in dem die Penner die herrschende Klasse sind. Wladi hat's geschafft. Das muss man sagen.“ Bei ihm geht das bis hin zu Vernichtungsfantasien gegenüber Russland, manchmal schießt er über das Ziel hinaus. Am eindrucklichsten ist es viel-eicht, wenn er aus sehr persön-licher Perspektive erzählt, etwa aus der Sicht des jungen Solda-ten, der Grosny gesehen hat.

Das Verhältnis von Spra-che und Krieg bestimmt diese Texte. Serhij Zhadan erklärt in dem Epilog seines Buch sehr treffend, warum das literari-sche Erzählen für ihn (noch) nicht möglich ist: „Schon nach den ersten Bombardierungen von Wohngebieten erscheinen dir Metaphern zweifelhaft. Ge-nauso ethisch zweifelhaft er-scheint dir die Literarisierung der Wirklichkeit, die Verwandelung von Realität in Literatur, die Suche nach Bildern und Verglei-chen, die Verwendung von Blut und Fleisch als literarischem Material.“

All die Texte, die gerade zum Glück auch in gedruckter Form erscheinen, könnten nebenein-andergelegt ein Werk wie Wal-ter Kempowskis „Echolot“ er-geben. Sie erzählen oft subjektiv, unmittelbar, ungefiltert. Es sind Skizzen des Krieges. Das Bild komplettiert sich, wenn man historische und wissenschaft-liche Bücher parallel liest, von dem in Harvard lehrenden Uka-rainekenner Serhij Plokhy ist kürzlich etwa „Das Tor Europas. Die Geschichte der Ukraine“ neu erschienen, während er in „Die Frontlinie“ erklärt, warum es fast zwangsläufig so kommen musste, dass die Ukraine so tra-gisch ins Zentrum des Weltge-schehens rückt.

Nicht weniger als der Erhalt der Zivilisation steht auf dem Spiel. Wie schreibt Oksana Sa-buschko so richtig? „Wenn wir uns jetzt, nach acht Jahren Schwebezustand zwischen den Epochen, der inzwischen glo-bale Maßstäbe annimmt, nicht als ganze Menschheit, als Spe-zies auf dieses andere Niveau erheben, sondern uns nach un-ten ziehen lassen, in den von Russland angebotenen vormo-dernen Absolutismus mit seiner postmodernen technologischen Entourage, die die schlimmsten Hollywood-Dystopien Wirklich-keit werden lassen, ist es vorbei.“ Mit diesen Sätzen dürfte sie den Welt- und Zeitgeist unserer Tage gut erfasst haben.

Arkadi Babtschenko:

„Im Rausch. Russlands Krieg“. Aus dem Russischen von Olaf Kühl. Rowohlt, Hamburg 2022, 318 Seiten, 22 Euro



Oksana Sabuschko:

„Die letzte Buchtour. Essay“. Aus dem Ukrainischen von Alexander Kratochwi. Droschl Verlag, Graz 2022, 176 Seiten, 22 Euro



Serhij Zhadan:

„Himmel über Charkiw. Nachrichten vom Überleben im Krieg“. Aus dem Ukrainischen von Juri Durkot und Sabine Stöhr. Suhr-kamp, Berlin 2022, 239 Seiten, 20 Euro



Serhij Plokhy:

„Das Tor Europas. Die Geschichte der Ukraine“. Aus dem Englischen von Thomas Wollermann, Bernhard Jendricke, Stephan Pauli, Stephan Kleiner, Anselm Bühling, Hoffmann und Campe, Hamburg 2022, 560 Seiten, 30 Euro



Serhij Plokhy:

„Die Frontlinie. Warum die Ukraine zum Schauplatz eines neuen Ost-West-Konflikts wurde“. Aus dem Englischen von Thorsten Schmidt, Gregor Hens, Ulrike Bischoff, Stephan Kleiner, Stephan Gebauer, Rowohlt, Hamburg 2022, 544 Seiten, 30 Euro



Zukunft braucht die, die sie schreiben

Die neue Wochenzeitung der taz
Ab 12. November jeden Samstag



Immer noch besser als autoritär

Francis Fukuyama verteidigt den Liberalismus als bestmögliche Gesellschaftsform

Von Nina Apin

Demokratien sind auf dem Rückzug: Laut des diesjährigen Global Democracy Index lebten 2021 nur noch knapp 46 Prozent der Weltbevölkerung in einer Demokratie – der niedrigste Wert seit Beginn der Erhebung 2006. Und während liberale Gesellschaften zunehmend mit destabilisierenden Tendenzen wie Populismus, Nationalismus und Demokratieverdrossenheit kämpfen, scheint das autoritäre Politikmodell an Stärke und Attraktivität zu gewinnen. In diese düstere Ausgangslage hinein mel-

det sich nun ausgerechnet Francis Fukuyama zu Wort – mit einer Verteidigung des Liberalismus.

Anfang der 1990er Jahre machte der Harvard-Politologe mit einem Essay *Furore*, der „Das Ende der Geschichte“ ausrief – aus dem Systemgegensatz des Kalten Krieges, so seine damalige Grundthese, sei der Liberalismus in Form von Demokratie plus Marktwirtschaft als endgültiger Sieger hervorgegangen, das liberale Ordnungsprinzip werde sich endgültig und global durchsetzen. Es kam bekanntlich anders – was Fukuyama besonders seit der westlichen Legitimitätskrise nach 9/11

und der Wirtschaftskrise 2008 viel Spott eingebracht hatte. Unter anderem von Wladimir Putin, der den Liberalismus 2002 zur „obsoleten Doktrin“ erklärte, und von Viktor Orbán, der sich ironisch zum Modell einer „illiberalen Demokratie“ bekennt. Doch auch von links gerät der marktwirtschaftlich grundierte Liberalismus unter Druck, da er starke Ungleichheiten hervorbringt und bestimmte Gesellschaftsgruppen bevorzugt.

Fukuyama versucht sich in seinem neuen Buch „Der Liberalismus und seine Feinde“ an einer Ehrenrettung des Politik- und Gesellschaftsmodells, das er trotz aller Schwächen noch immer für die bestmögliche aller Lebens- und Regierungsformen hält.

Zunächst definiert der Autor, was er genau unter Liberalismus versteht: den Schutz des Individuums vor staatlicher Willkür, die Freiheit von Diskriminierung nach Gruppenmerkmalen, ein handlungsfähiger Staat, Freiheit des Wirtschaftens. Wie wichtig freier Handel ist, betont Fukuyama gleich zu Beginn – und führt dafür den Erfolg asiatischer Staaten wie Japan, Südkorea oder Taiwan an. Doch auf das Gegenbeispiel China, wirtschaftlicher Erfolg ohne Demokratie, geht er an dieser Stelle nicht ein. Und das bleibt nicht die einzige Ungereimtheit in dieser Verteidigungsschrift, die, näher betrachtet, eher eine Wiederholung von Fukuyamas spekta-

kulär widerlegten Thesen von vor 30 Jahren ist.

Die Unzufriedenheit mit dem Liberalismus, die nicht nur von rechts kommt, sondern auch von links, erklärt Fukuyama vor allem mit der Dominanz des Neoliberalismus, die er als Fehlentwicklung beschreibt. Allerdings nur halbherzig: „In den Vereinigten Staaten sowie anderen entwickelten Ländern hatten Deregulierung und Privatisierung positive Wirkungen“, beschreibt er. „Die neoliberale Agenda wurde ins kontraproduktive Extrem getrieben“; die Privatisierung als Religion habe in Ländern wie Mexiko oder dem postsowjetischen Russland zu massiven Fehlentwicklungen und der Herausbildung einer Oligarchenschicht geführt.

Die Kritik am Neoliberalismus ist nicht neu, sie gehört seit Jahren zum Standardrepertoire der Linken. Umso mehr enttäuscht Fukuyamas unentschiedenes Fazit: „Richtig verstanden ist der Liberalismus mit einem breiten Spektrum sozialer Schutzmaßnahmen des Staates vereinbar. (...) Die skandinavischen Länder bleiben trotz ihrer umfassenden Wohlfahrtsysteme liberale Gesellschaften, wie auch die Vereinigten Staaten oder Japan mit ihren vergleichsweise kleineren staatlichen Wohlfahrtssektoren.“ Warum aber ist selbst im liberalen Vorzeigeland Schweden die Unzufriedenheit so groß, dass dort unlängst eine rechtspopulistische Partei Wahl-

erfolge feierte? Fukuyama erklärt sich das damit, dass der Liberalismus zwar große persönliche Freiheiten bringe, aber nicht in der Lage sei, für übergeordneten Zusammenhalt zu sorgen.

Können progressive Kämpfe wie Feminismus oder Postkolonialismus dieses Gemeinschaftsgefühl erzeugen? Im Gegenteil: Fukuyama beschreibt die Identitätspolitik als Totengräberin des Liberalismus. Der Nationalstaat scheint ihm geeigneter, das Bedürfnis nach Identität zu befriedigen – auf die unumkehrbare Globalisierung wie globale Migrationsentwicklungen geht er dabei nicht ein. Postkoloniale Anliegen weist Fukuyama pauschal als unberechtigt zurück: „zu behaupten, Rassismus und Patriarchat seien dem Liberalismus immanent, würde bedeuten, historisch bedingte Phänomene zu Wesenszügen der liberalen Doktrin umzuzeichnen.“

Wie aber sollen liberale Demokratien nun umgehen mit inneren Widersprüchen und Fehlentwicklungen, wie sollen sie illiberalen Bedrohungen begegnen? Hier flüchtet sich Fukuyama ins Aufstellen abstrakter Prinzipien – oder stellt die drohenden Alternativen in den Raum: religiöser oder nationalistischer Konservatismus oder Autoritarismus. Von einem gefeierten US-Intellektuellen hätte man sich in diesen grimmigen Zeiten Erhellendes gewünscht.



Francis Fukuyama: „Der Liberalismus und seine Feinde“. Hoffmann und Campe, Hamburg 2022, 224 Seiten, 25 Euro

taz talk

Blättern Sie bei uns am Stand in Halle 3.1 D 72 im neuen Atlas der Globalisierung!

meets Buchmesse Frankfurt

Auch in diesem Jahr wird die taz als überregionale Tageszeitung ganz traditionell bei der Buchmesse Frankfurt vom 19.–23. Oktober 2022 vor Ort sein. Neben dem klassischen Stand dieses Mal sogar mit eigener Bühne, dem taz Studio in Halle 3.1 D 72.

Ergänzt wird die Präsenz vor Ort um unseren digitalen Auftritt im Rahmen der taz Talks unter taz.de/buchmesse. Schauen Sie vorbei. Selbstverständlich können Sie dort auch alle Buchvorstellungen im Anschluss nachschauen. Wir freuen uns auf Sie!

Mittwoch, 19.10.2022

„Godstar“

Uwe Schütte (Reiffer)

● Live im taz Studio und im Stream

Ein Essay zu den zentralen Stationen des Lebensweges von Genesis P-Orridge, der mit Throbbing Gristle die Industrial Music erfand, um dann mit Psychic TV den Grenzbereich zwischen Esoterik und Pop zu erforschen.

Moderation: Ulrich Gutmaier

„Fahnenflucht in die Freiheit“

Thomas Wagner (Matthes & Seitz)

● Live im taz Studio und im Stream

Das Buch von Thomas Wagner ist eine radikale Revision der Demokratiegeschichte und ein Plädoyer für die politische Fantasie und Dekolonisierung des politischen Denkens.

Moderation: Ulrich Gutmaier

„Krieg und Frieden. Ein Tagebuch“

Tigran Petrosyan, Hrsg. (edition.fotoTAPETA)

● Live im taz Studio und im Stream

Sechzehn Stimmen zum russischen Krieg gegen die Ukraine, frühere Teilnehmer*innen von Osteuropa-Workshops der taz Panter Stiftung berichten von den Auswirkungen des Krieges auf ihren Alltag.

zusammen mit: Anastasia Magazowa

Donnerstag, 20.10.2022

„Dry“

Christine Koschmieder (Kanon)

● Live im taz Studio und im Stream

„Dry“ handelt vom Trinken, wie es ein Leben bestimmt und vom Aufhören. Dass sich eine Frau aus der Abhängigkeit ins Schreiben begibt. Klar tritt sie eine Reise in die Kindheit, zum früh verstorbenen Mann, zu den eigenen Rollen als Mutter, Geliebte und Tochter an.

Moderation: Doris Akrap

„Der Boulevard des Schreckens“

Moritz Hürtgen (Kunstmann)

● Live im taz Studio und im Stream

Ein hochaktueller Roman zu den brisantesten Themen der Zeit über Politik und Kunst, Fakten und Fiktionen und die Frage, was man für Ruhm und Reichtum alles tun würde.

Moderation: Harriet Wolff

„Nicht mehr normal“

Stephan Lessenich (Hanser)

● Live im taz Studio und im Stream

Wie geht eine Gesellschaft damit um, dass nichts mehr normal ist? Der Soziologe Stephan Lessenich zeigt, wie die Überwindung einer überholten Normalität gelingen kann.

Moderation: Ulrike Winkelmann

Freitag, 21.10.2022

„Wir können auch anders“

Maja Göpel (Ullstein)

● Live im taz Studio und im Stream

Wie finden wir Kompass, Kreativität und Courage, um die Herausforderungen des Transformationsprozesses der Menschheit weniger zu bekämpfen als vielmehr zu gestalten? Und: Wer ist eigentlich wir und warum ist das so wichtig?

Moderation: Peter Unfried

„Die Träume anderer Leute“

Judith Holofernes (KiWi)

● Live im taz Studio und im Stream

Judith Holofernes, eine der prägendsten Sängerinnen ihrer Generation, blickt in ihrem autobiografischen Buch zurück auf die Zeit nach den Helden, auf Krisen, Träume und eine wegweisende Entscheidung – und zeigt sich dabei als feinsinnige Erzählerin.

Moderation: Peter Unfried

Der neue Atlas der Globalisierung 15 Uhr

Stefan Mahle, Projektleiter und Redakteur

Atlas der Globalisierung (Le Monde diplomatique)

● Live im taz Studio und im Stream

Die reichsten 10 Prozent der Menschheit emittieren 48 Prozent des gesamten CO₂, während die unteren 50 Prozent zusammen nur auf ganze 12 Prozent kommen. Obwohl die Ärmsten nichts zum Klimawandel beitragen, sind sie von ihm besonders hart getroffen.

Diskussion zusammen mit: Ulrike Herrmann

„Entscheidung in Kiew“

Karl Schlögel (Hanser)

● Live im taz Studio und im Stream

Seit vielen Jahren ist Karl Schlögel in der Ukraine unterwegs, auch noch in jüngster Zeit. Seine Städtebilder zeigen, was gar nicht fern von uns auf dem Spiel steht.

Moderation: Klaus Hillenbrand

Samstag, 22.10.2022

„Das Ende des Kapitalismus“

„Die Zukunft war auch schon mal besser“

Ulrike Herrmann und Jürgen Becker (KiWi)

● Live im Frankfurt Pavillon (Agora) und im Stream

taz-Journalistin Ulrike Herrmann und Kabarettist Jürgen Becker diskutieren, wie sich die Klimakrise lösen ließe. Ihr Vorschlag: Man muss von der britischen Kriegswirtschaft ab 1939 lernen – und von einem Kölner Pizzabäcker.

Moderation: Doris Akrap

Der Wahrheitklub tagt

● Live im taz Studio

Ole! Oder auch: „Ohne Nova klingt der Bossa spanisch mehr wie Hossa-Hossa.“ Diesen Spanien, dem Ehrensat der Buchmesse 2022, gewidmeten und sehr wahren Satz wird der Wahrheitklub, der Herzschriftmacher der täglichen Satireside der taz, Die Wahrheit, am Messesamstag in Spiel und Lesung gehörig auseinandernehmen.

mit: Harriet Wolff, Christian Bartel und Marcus Weimer

Alle Termine und weitere Informationen unter:

taz.de/buchmesse